



Adresse: Саратовъ,
типо-литограф. Г. Х.
Шельборнъ и К^о.

Adresse des Redakteurs:
г. Саратовъ, Боль-
шая Кострижная
№ 28.

№ 9.

VII. Jahrgang.

Mittwoch, den 1. Dezember 1904.

Erscheint jeden Mittwoch.
Jährlich 52 Nummern.

Geschäftsstelle:
Saratow, Theaterplatz, Haus Tillo.
Fernsprecher № 77.

Preis fürs Inland 3 Rbl.,
fürs Ausland 3 Rbl. 50 Kop.

Inhalt. Grund des Untertanengehorsams. — Bischofsfeier. — Unsere Dorfschule. — Die Unzufriedenen. — Aus dem Kaukasus. — Der verhängnisvolle Brief. — Vom Kriegsschauplatz. — Zuschrift an die Redaktion. — Korrespondenz. — Aus Welt und Kirche. — Welt und Glaube (Schluß). — Allerlei. — Ankündigungen.

Wir bitten freundlichst um gelegentliche Empfehlung
unseres Blattes.

Grenze des Untertanengehorsams.

Wir gehorchen jedem unserer Vorgesetzten in dem, worin Gott ihn bevollmächtigt hat, uns Befehle zu geben, also jedem auf seinem Gebiete, wie der geistlichen Obrigkeit auf ihrem, dem kirchlichen Gebiete, so der weltlichen auf ihrem, dem staatlichen Gebiete. Aber wir wissen recht wohl, sollte diese ihre Grenzen überschreiten, sollte sie etwas befehlen, was außerhalb des Gebietes liegt, das Gott ihr in der Sorge für die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt angewiesen hat, so wären wir nicht verpflichtet zu gehorchen. Und sollte sie sich gar gegen Gott erheben und etwas befehlen im Widerstreit mit Gottes Gebot, dann dürften wir gar nicht gehorchen, sondern müßten mit den Aposteln sagen: „Urteilet selbst, ob es vor Gott recht ist, vielmehr auf euch zu hören als auf Gott“; nein, „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“.¹⁾ Nicht das Christentum lehrt die Allmacht des Staates; das alte Heidentum hatte dieselbe gelehrt und die Lehre ins Leben übersezt. Und das neumodische Heidentum hat das längst vergrabene Gözenbild wiederum ausgegraben und auf den Altar zu stellen versucht. Es proklamiert als Grundsatz: das Gesetz ist das öffentliche Gewissen.

Merkwürdig! und dieselben Leute, welche dieses Gözenbild anbeten, werfen uns Christen vor, daß wir unbedingt Gehorsam lehrten und leisteten. — Unbedingter Gehorsam gegen Menschen wäre im höchsten Grade verwerflich und unmoralisch. Aber der christliche Gehorsam ist selbstverständlich immer nur bedingt. Er ist ja ein Gehorsam um Gottes willen. Als Christen sagen wir zu unserem Vorgesetzten: Ich gehorche dir willig in allem, was

du mir befehlst als Gottes Stellvertreter; wenn du mir aber etwas befehlen wölltest gegen Gottes Gebot, dann wärest du für diesen Fall nicht Gottes Stellvertreter, dann müßte ich Gott gehorchen und dürfte dir nicht gehorchen. Wir geben dem Kaiser, was des Kaisers ist, und ebenso jedem anderen unserer Vorgesetzten, was sein ist. Sollte aber einer von ihnen Gehorsam beanspruchen gegen Gottes Gebot, dann würde er von uns etwas fordern, was sein nicht wäre; dann könnten wir nicht gehorchen. Denn zunächst geben wir Gott, was Gottes ist.

Gleichwohl beschuldigt man das Christentum höfischer Kriecherei vor der Staatsgewalt; der Fürst „von Gottes Gnaden“ soll ein irdischer Halbgott sein. — Das heißt, weiß schwarz und schwarz weiß nennen. Und es hält schwer, diese Beschuldigung für ein unfreiwilliges Mißverständnis, und nicht vielmehr für boshafte Verdrehung anzusehen. Gerade der Titel „von Gottes Gnaden“ mahnt den Fürsten beständig an die Beschränktheit seiner Rechte und setzt diesen eine scharf bezeichnete, unübersteigbare Schranke. Das Staatsoberhaupt hat gerade so viel Rechte, nicht mehr und nicht weniger, als Gottes Weisheit ihm überträgt. Und die überträgt ihm gerade so viel, als notwendig sind, den Zweck des staatlichen Zusammenlebens zu erreichen, Rechtsschutz und, soweit Privatkräfte dazu nicht ausreichen, Förderung der allgemeinen Wohlfahrt. Das hat die Kirche zu allen Zeiten laut und unzweideutig gelehrt vor Fürsten und Untertanen, und nötigenfalls hat sie das apostolische Wort wiederholt: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Sie wies ihre Kinder und Diener an, lieber Unrecht, Bedrückung, Verfolgung, Verbannung und Tod zu dulden, als aus feiger Nachgiebigkeit gegen ein ungerechtes Menschengebot Gottes Gebot übertreten.

Pharisäer und Herodianer hören wir den Heiland anreden: „Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und den Weg Gottes in Wahrheit lehrt“, den rechten Weg, der wirklich zu Gott führt. Sie sagten das, um ihm zu schmeicheln und ihn leichter in die Falle zu locken, da

¹⁾ Apftg. 4, 19; 29.

sie ihn menschlichen Schwachheiten unterworfen glaubten. Wir wissen ihn über alle Schwachheit und allen Irrtum erhaben. Wir jagen aus gläubigem Herzen in aller Aufrichtigkeit: Göttlicher Meister, lehre uns den rechten, geraden Weg zu Gott. Er hat ihn uns gelehrt durch Wort und Beispiel. Es ist der Weg des Gehorsams um Gottes willen. Dreißig Jahre hat er angewandt, uns diesen Weg durch sein Beispiel zu zeigen. Auf den Gehorsam hat er die Ordnung in der Welt gebaut. Was das Fundament für ein Haus, das ist der Gehorsam für das menschliche Zusammenleben. Wankt das Fundament, wankt das ganze Haus; wankt der Gehorsam, wankt das geordnete Zusammenleben der Menschen.

Leider gibt es heutzutage so gar viele, welche daran arbeiten, dies Fundament zu untergraben. Leider lassen gar manche sich von ihnen betören. Denn allerdings große Torheit ist der Wahn, die Welt könne bestehen ohne Gehorsam, es ginge auch, wenn keiner gehorcht, jeder gebieten oder nach eigenem Kopfe handeln wollte.

Eine Weltordnung ohne Gehorsam aufführen wollen das heißt auf Sand, nein, nicht einmal das, es heißt, in die Luft hinein zu bauen versuchen. Gebe Gott, daß wir immer feststehen bleiben auf dem Felsenrunde der Vernunft- und Glaubenswahrheit von der Pflichtmäßigkeit des Gehorsams, daß wir dem Kaiser und jedem unserer Vorgesetzten geben, was sein ist, weil wir Gott geben, was Gottes ist. Wir wissen, wem wir vertrauen. Gehorche ich dem Menschen um Gottes willen und Got selbst im Menschen, so werde ich einstmals hören: Du guter und getreuer Knecht, geh ein in die Freude deines Herrn.

Bischofsfeier.

(Nachtrag.)

Wiele Köpfe, viele Sinne! sagt das deutsche Sprichwort. Dieses Wort mag sich wohl gar oft in der menschlichen Gesellschaft bewahrheiten, aber in den Tagen der Bischofsfeier fand es seine Anwendung nicht. Konnte man doch die Bemerkung vernehmen, daß noch nie so alles Hand in Hand ging, wie dieses Mal. Es waren Tage kindlicher Freude und brüderlichen Zusammenlebens. Das Band der Liebe vereinte alle Vertreter und verband sie aufs engste mit ihrem Oberhirten. Möge das Band der Einigkeit, das in diesen Tagen alle Vertreter umschlungen hielt, die ganze Diözese umfassen und sich immer fester knüpfen! Das Band umfasse aber auch den Bischof! Alsdann wird sich alles um den Bischof drehen, alles nach ihm sich richten alles auf ihn hinsehen, den Mittelpunkt unsres religiösen und wissenschaftlichen Lebens. Hält das Band der Einigkeit und Brüderlichkeit die Enden der Diözese zusammen, dann wird Tiraspol zu Kräften kommen. Denn Einigkeit macht stark; — alsdann wird kein fremdländisches Leben in Tiraspol mehr sich äußern, das nicht die erwünschten Früchte auf fremden Boden trägt, sondern ein echt einheimisches Tiraspoler Leben wird dann zu Tage treten, das uns als Tiraspoler kennzeichnen und reichen Segen über unsre Lenden bringen wird. Dazu möge uns der Herr, unser neuer Oberhirte, und das brüderliche Zusammenwirken aller Tiraspoler verhelfen!

In dem letzten Berichte erfuhren wir, wie der Herr Bischof durch das lebendige Wort gefeiert wurde. Heute wollen wir den übrigen freudigen Rundgebungen ein Wort schenken. Wie lebhaft die ganze Diözese an dem Bischofsfeste sich beteiligte zeigen die zahlreichen Telegramme, die an diesem Tage in Saratow anlangten, um den Herrn Bischof zu beglückwünschen. Es sind etwa 60 Telegramme aus den verschiedensten Gegenden der Diözese eingelaufen. Offizielle Telegramme schickten: 1. Herr Bischof Ed. Ropp. 2. Priester und Katholiken aus Zarizyn. 3. Die Katholiken aus Herzog-

4. Pfarrer und Pfarrkinder aus Verdjansk. 5. Syndiker und Pfarrkinder aus Jekaterinoslaw. 6. Priester und Katholiken aus Mariinsk. 7. Die Pfarrkinder aus Theodosia. 8. Pfarrer und Pfarrkinder aus Simferopol. 9. Pfarrer und Pfarrkinder aus Kertsch. 10. Die Priester aus Odeffa. 11. Syndiker und Pfarrkinder aus Odeffa. 12. Pfarrer, Syndiker und Pfarrkinder aus Kischinew. 13. Die Katholiken aus Bendersy. 14. Priester und Katholiken aus Baku. 15. Pfarrer und Pfarrkinder aus Pjatigorsk. 16. Die Katholiken aus Temirchan-Schura. 17. Priester und Katholiken aus Noworossijsk. 18. Das Kamentaer Gebiet. 19. Lehrer und Schulkinder aus Karlsruhe.

Auch die Geschenke, die der Herr Bischof erhielt sind ein Ausdruck der Teilnahme, Anhänglichkeit und Freude. Auch sie müssen Erwähnung finden, soll das Fest eine vollkommene Beschreibung erhalten.

1. An erster Stelle ist das Geschenk der hohen Regierung zu nennen. Diese schenkte dem Herrn Bischof eine kostbare Mitra, einen wertvollen Bischofsstab, einen goldenen Ring und 1000 Rbl. Geld.

2. Wie sich die Kischinewer Pfarrei in allen übrigen Stücken auf das lebhafteste an dem Feste ihres ehemaligen Herrn Pfarrers beteiligte, so fehlte auch das Geschenk dieser Gemeinde nicht, das sie dem Herrn Bischof als Andenken verehrte. Es enthält die Erinnerungen an Kischinew: die Aquarellbilder der Kirche, der Pfarrwohnung und der Schule. Auf den folgenden Seiten der Mappe folgt die Adresse der Pfarrei. Die Vorderseite der Mappe schmückt eine Silberplatte, worauf die bischöflichen Abzeichen: Mitra, Stab und Kreuz und Widmung eingraviert sind.

3. Der silberne Teller, worauf die Saratower Gemeinde dem Herrn Bischof Salz und Brot darreichte, ist ein wahres Kunstwerk zu nennen. Auf dem breiten Rande des Tellers sind der Abstammung des Bischofs und dem allgemeinen Charakter der Diözese entsprechend in vier abgegrenzten Feldern vier landschaftliche Stimmungsbilder angebracht. Zwischen den Stimmungsbildern sind auf vier anderen Stellen die bischöflichen Abzeichen: Mitra und Stab, Kelch und Buch, Kreuz und das Datum der Inthronisation von dem Künstler Barakki entworfen und von einem Goldschmiede eingraviert. In der Vertiefung des Tellers ist in lateinischen Lettern die Widmung der deutsch-polnischen Pfarrei in gar zierlicher Schrift zu lesen. Das Ganze nimmt sich gar prächtig aus. Der Teller ist ein würdiges Geschenk der Bischofsstadt.

4. Das kostbarste Geschenk verehrte wohl Sr. Excellenz die Gemeinde Louis. Es besteht in einem goldenen Bischofskreuz und einer goldenen Kette. Dieses wertvolle Geschenk ist eine gediegene Arbeit des Auslandes. Den schönsten Dank erweist der Herr Bischof der Gemeinde Louis sicher dadurch, daß er ihr Geschenk stets auf der Brust und die Glieder der Gemeinde in seinem Herzen tragen wird. Ferner richtete die Gemeinde an den Herrn Bischof eine hübsche Adresse, die ihm in einer weißsamtnen Mappe überreicht wurde.

Auch die Schulkinder aus Louis wollten ihrem Bischofe eine Freude bereiten. Sie schenkten ihm mit unschuldigen Händchen ein Tischkreuz.

5. Ein seltenes Geschenk ist die Holzarbeit, welche der armenische Klerus durch ein geistliches Verwaltungsmitglied des Kaukasus dem Herrn Bischof überreichte. Diese Arbeit kann man wohl als ein Silbermosaikwerk bezeichnen. Die zierlichsten und kunstreichsten Figuren sind so hübsch und niedlich in das Holz mit Silberföhrchen eingelegt, daß man sich des Staunens nicht erwehren kann, wie weit die Kunst der menschlichen Hand zu gelangen imstande ist. Nur eine Familie des Kaukasus besitzt die Fertigkeit, ähnliche Arbeit zu liefern. Sie soll auf einem Gebirge des Kaukasus wohnen. Das Geschenk stellt ein Schreibgestell dar. Rechts und links bewegen sich zwei Arme, auf denen 2 Lichthalter, angebracht sind. Zubehörligkeiten sind: Ein Papiermesser, ein Federhalter, ein Tintenglas, eine Sandurne und ein Federgestell, das die Hufeisenform besitzt. Das Hufeisen ist ausgefüllt mit einer Silberplatte, die folgende Inschrift trägt:

Segne, o Herr, dein Volk!

Dem geliebten Oberhirten, Bischof Joseph Reßler reicht, schenkt und widmet in aller Demut und Ergebung der armenisch-katholische Klerus des Kaukasus. Am 7. November 1904.

6. Das Geschenk des Herrn Prälaten Tschernjachowitsch und

der wohlhabenden Familien Schardt und Voran ist ein vollständiges Tischgedeck. Es zählt bei 90 Tischartikel: Löffel, Gabeln, Messer u. s. w. Jeder Artikel ist aus reinem Silber und trägt die Anfangsbuchstaben des Bischofs. Das ganze Gedeck liegt unter Schluß in einem Lederfuttermal. Auf der obren Außenseite des Futtermals ist eine Silberplatte mit den Abzeichen, dem Namen des Bischofs und der Widmung angebracht.

7. Professor Anton Fleck schenkte dem Herrn Bischofe in brauner Ledermappe fein mit Goldschrift gedrucktes Gedicht, welches über den Sieg des Kreuzes in der Person des Bischofs und über den sicheren künftigen Sieg des Bischofs im Kreuz handelt, und das der Verfasser selbst am Tage der Inthronisation vortrug.

8. Nicht zu vergessen ist das Madonnenbild, das die Eltern eines Zögling des Seminars dem Bischofe schenkten.

9. Das Geschenk jedoch, welches die ganze Diözese dem Herrn Bischof gab, war das Festessen, das die geistliche und weltliche Vertretung Sr. Excellenz bereitete und das dieser auch huldreichst anzunehmen geruhte. Zur Anordnung des Festessens wählten die Herren Geistlichen die beiden Herren Dekane J. Dobrowolsky und Pf. Becker. Diese setzten sich mit dem Herrn Präsidenten des Kapitels in Verbindung. Zur Unterstützung wählte diese Kommission 4 weltliche Herren, 2 deutscher Nation: die Herren J. Lell und Peter Chevalier und 2 polnischer Nation: die Herren Bjalostozky und Michalkowsky. Wegen Überhäufung von Amtsgeschäften bat Herr Prälat Kruschinsky Herrn Kanonikus Klimaschewsky, damit er in Anordnung des Festmahles seine Stelle vertrete. Um 5 Uhr abends (den 7. Nov.) sind Herr Bischof und alle Gastgeber in den Räumen des Seminars erschienen. Am Festessen nahmen teil: das Kapitel, die geistliche und weltliche Vertretung der Diözese, außer den Zöglingen des Seminars bei 100 Personen. In Gejang haben die Zöglinge des Seminars Glänzendes geleistet. Die Schöpfung von Heide hat großen Eindruck gemacht. Die aufgeführte Posse hat allen wohlgefallen. Was jedoch vermißt wurde, war ein Musikorchester. Aber bei der großen Liebe des Seminars zum Gesang wird sich auch schließlich die Liebe zur Musik bilden und die Bahn brechen. Dem Herrn Chordirigenten und den wackeren Herren Sängern sei der verbindlichste Dank der Diözesanvertretung an dieser Stelle ausgesprochen.

Während des Mahles wurden viele Reden gehalten; einige derselben seien hier in ihrem Hauptinhalte erwähnt:

1. Die Reihe eröffnete der Hr. Prälat Kruschinsky mit dem Toast: Die ganze Tiraspoler Diözese ist heute hier durch ihre geistlichen und weltlichen Vertreter versammelt. Tiraspol hat heute nur eine Stimme: Es lebe unser Hochwürdigster Herr Bischof! (Stürmisches Hoch, das nicht enden wollte).

2. Herr Dekan Becker drückte seine Freude darüber aus, daß unser Hr. Bischof aus unserm deutschen Volke hervorging. Zur besondern Ehre aber gereiche es dem Katharinenstadter Defanat, daß der Herr Bischof seiner engeren Mitte entstammt.

3. Herr Gymnasiallehrer J. Staub entschuldigte sich im Eingange seiner Rede, weil er die Absicht habe, über ein etwas wichtigeres und ernsteres Thema zu sprechen, als es bei ähnlichen Gelegenheiten üblich ist. Die Nächstenliebe, sagte er, ist der Charakterzug unsres Heilandes Jesu Christi. Diese Nächstenliebe zeichnet vor allen den Christen aus. Soll aber die Nächstenliebe des Christen des hohen Meisters würdig sein, dann muß sie sich in Werke zeigen. Heute wo alles von Bildung spricht und für Bildung lebt, muß sich die Nächstenliebe in Hebung und Verbreitung der Wissenschaft betätigen. Unser deutsches Volk ist gewaltig von den Höhen des Bildungsgrades der ersten Einwanderer herabgesunken. Das Wort Kolonist, dereinst in Ehren genannt und gehalten, wird heute mit Verachtung und Schmach überhäuft. Wir dürfen hoffen, daß unser Herr Bischof, der aus dem deutschen Volke hervorgegangen, so viel an ihm liegt, die geistige Versunkenheit unsres deutschen Volkes heben wird. Mit großer Aufmerksamkeit wurde diese schöne Rede angehört.

Antwort des Herrn Bischofs: Ich werde, so viel in meiner Macht steht, den Bedürfnissen des Volkes nachgehen und ihnen Abhilfe leisten. Besonders sind es die wirtschaftlichen Mißstände der deutschen Bevölkerung des Nordens, denen er vor der Hand seine Aufmerksamkeit zuwenden wird.

4. Hr. Protonotar und Rektor des Seminars J. Antonow

gab seiner Freude Ausdruck, daß er heute seinen ehemaligen, in Tugend und Wissenschaft hervorragenden Schüler als seinen Bischof begrüßen dürfe. Er schloß mit dem Wunsche, daß unter des neuen Bischofs Regierung Tugend und Wissenschaft im Seminar erblühen möchten. Darauf verlas er ein Telegramm, das er im Namen der hier Anwesenden an den Staatssekretär des Papstes, Merly-de-Wal, nach Rom sandte.

Antwort des Bischofs: Se. Excellenz dankte dem Herrn Rektor des Seminars und gestand, daß er ihm als Schüler vieles zu verdanken habe. Er werde, sagte er weiter, dem Seminar die größte Sorgfalt zuwenden. Er gehe schon jetzt mit dem Gedanken um, die Räume des Seminars zu vergrößern und das Schulprogramm zu erweitern. Zuletzt lud er die Anwesenden für nächsten Tag zum Abendessen um 7 Uhr abends ein.

Damit fand das Mittagessen seinen Abschluß. Nach dem gemeinschaftlichen Dankgebete, zogen sich alle alsbald zurück. Im bischöflichen Hofe empfing den Herrn Bischof eine reiche Beleuchtung. Der innere Transparent trug die Inschrift: „Es lebe, blühe und gedeihe.“ Die Seitentransparente zeigten die bischöflichen Abzeichen. Noch lange schallte ein froher Gesang in der Pfarrwohnung, von wo aus der Herr Bischof in zahlreicher Umgebung von Geistlichen den Wenzel betrachtete.

Während des Abendessens am nächsten Tage, ergriff Hr. Dekan J. Dobrowolsky das Wort, entschuldigte sich vor allen Dingen ob des Inhaltes seiner Rede, faßte aber Mut in Unbeachtlichkeit dessen, daß seine Herzensangelegenheit die Angelegenheit der ganzen Diözese sei. Der Kirchengesang, vom Papst Pius X. so warm empfohlen, sei die Frage, an der Tiraspol gegenwärtig löst. Diese Frage könne nur dann einer erfreulichen Lösung entgegensehen, wenn an die 4-klassige Vorbereitungsschule des Seminars noch eine 4-klassige Gesangsschule Anschluß fände. Geschehe dieses, dann erst wäre die Geistlichkeit in der Lage, den Anordnungen bezüglich des kirchlichen Gesanges nachzukommen. Diese Rede hat allgemeine Teilnahme gefunden. Der Redner schloß unter lautem Beifallrufen.

Antwort des Bischofs: Sofort ergriff der Herr Bischof, dem sichtbar der Inhalt der Rede gefiel, das Wort, indem er versicherte, daß er alles darein setze, eine solche Schule zu gründen, daß er Sorge tragen werde, daß aus der Tiraspoler Diözese jemand in das Ausland geschickt werde, den neuen Gesang zu studieren, daß von einer ernstlichen Regelung des Gesanges erst dann die Rede sein kann, wenn die offizielle Ausgabe des kirchlichen Gesanges vollendet ist, die gegenwärtig in Rom vorbereitet werde. Vor der Hand aber, schloß der Bischof, müssen wir an unsern Seminarsbau denken, dann erst können wir dem Gesange unsre Sorgfalt zuwenden.

Nach dem Abendessen drängten sich alle Anwesenden um den Herrn Bischof, ihm zu danken, und Abschied von ihm zu nehmen. So scheiden wir denn von unserm Hochwürdigsten Herrn Bischof. Wir dürfen ihn versichern, daß er sich in den Tagen seiner Ehre viele aufrichtige Freunde in der Diözese erworben hat. Wir wünschen und beten alle, daß Gott ihm ein langes tatenreiches Leben schenken möge. Wir hoffen, daß wir vielleicht nach einer Reihe von Jahren uns um ihn zu scharen wiederum das hohe Glück haben werden. J. G. G. G.

Unsere Dorfschule.

Vom Schulbesuch im allgemeinen, von Lehrer Georg Götte.

In einen jeden Menschen hat Gott einen natürlichen Drang nach Wissen gelegt; der Mensch sucht immer mehr die Wahrheiten zu erkennen; er will immer mehr eindringen in den innern Zusammenhang aller Wahrheiten. Allerdings tritt dieser Drang, dieser Trieb nicht in allen Menschen in der gleichen Stärke hervor; aber wo immer der Mensch edler angelegt ist, da drängt es ihn zu immer weiterem Fortschritt in seiner Vervollkommnung. Dieser Trieb wirkt selbst schon in dem Kinde.

Infolge seiner Selbstliebe, seiner Selbsterhaltung ergreift der Mensch einen Beruf und muß er sich auch die für seinen Beruf erforderlichen Kenntnisse aneignen, will er wirklich der Gesellschaft, dem Staate wie der Kirche, deren Mitglied er ja ist, von Nutzen sein. Will der Mensch also seinen Beruf in der gehörigen Weise erfüllen, so muß er sich Kenntnisse aneignen; er muß sich vervoll-

kommen, widrigenfalls fällt er der Gesellschaft zur Last. Die Schule, diese Bildungsstätte der Menschheit, sowie die Kirche, der gleichfalls die Aufgabe wurde, den Menschen zu erziehen und zu veredeln, waren allzeit bestrebt, ihrer so hohen Aufgabe gerecht zu werden.

Gleich dem Nutzen, den wir einem gedeihlichen, zweckentsprechenden Schulbesuche verdanken, kann auch der Schaden sein, den wir Gelegenheit haben wahrzunehmen, wenn unsere Jugend der Schule fern bleibt, worüber uns die Geschichte, sowie die tägliche Erfahrung Aufschluß geben kann. Aus der ersteren ist uns bekannt, daß ein Volk, je höher es in geistiger Beziehung steht, um so wohlhabender, begüterter, ja um so sittlicher es uns erscheint, vorausgesetzt, daß dieses Volk für die religiöse Erziehung seiner Bürger Rechnung getragen hat gemäß dem Ausspruch der hl. Schrift: „Der Anfang der Weisheit ist die Furcht Gottes“. Ein rohes, ungebildetes Volk erscheint uns immer roh und ungefitet, daher sind Laster, wie Diebstahl, Trunksucht dessen Gefährten, die es in diesem Leben begleiten. Je höher ein Volk in geistiger Beziehung aufsteigt, um so begüterter, wohlhabender erscheint es, denn ein solches ist in der Lage, die Quellen des Wohlstandes, die in der Natur liegen, auszunutzen. Ist demgemäß der Wohlstand eines Volkes bedingt durch die Bildung, so erhellt daraus, daß alle, ohne Ausnahme gebildet, unterrichtet werden müssen. Selbst Glieder der Gesellschaft, die für Bildung weniger empfänglich sind, müssen ihre Kräfte und Fähigkeit zur Entwicklung bringen. Sa, die Glieder solcher Art haben die Hilfe des Erziehers, des Lehrers um so notwendiger, und es wäre wohl ein großes Unrecht, wenn man ihnen den Zutritt in die Schule verweigerte, sich darauf stützend, als würden solche Glieder den besser veranlagten nur den Platz versperren. Für minder fähige Kinder dürfte wohl schon viel getan sein, wenn sie sich in Gesellschaft anderer Kinder und in der Nähe eines gesitteten Lehrers befinden, der über alle, ohne Ausnahme, die Leitung übernimmt, die Laster, wie Lügen und Diebstahl, bei denselben zu unterdrücken strebt und an deren Stelle Tugenden, die auch minder begabte Kinder mit ins Leben nehmen, um sie im praktischen Leben zu verwerten, verbreitet. Es dürfte demnach kaum ein Kind auf der Welt geben, dem nicht irgend etwas Gutes und für das Leben Nützlichs beizubringen wäre. Als Beweis hierfür mögen die verschiedenen Anstalten dienen, in welchen nicht nur minder begabte, sondern auch blinde und taubstumme Kinder die schönsten Handwerke erlernen und im Lesen, Schreiben und Rechnen die besten Fortschritte erzielen.

Die Notwendigkeit der Bildung in Bezug auf die Knaben dürfte wohl kaum jemand in Abrede stellen, da sie doch diese, einmal zu Männern herangewachsen, im Leben für eine zweckmäßige, rationelle Ausübung ihres Berufes benötigen. Hinsichtlich der Mädchen sind wohl nicht wenige der falschen Meinung, daß sie keiner Bildung bedürfen, insofern als ihre Aufgabe, die vermeintlich hauptsächlich im Waschen, Backen und Kochen bestehe, keine besonderen Kenntnisse in Anspruch nehme. Doch wenn wir in Betracht ziehen, daß dem weiblichen Geschlecht nächst den erwähnten Pflichten noch die Sorge um die Erziehung unserer Kinder obliegt, und das ist seine höchste Pflicht und Aufgabe, so ergibt sich von selbst, wie sehr das Weib der Bildung bedarf; denn eine Mutter kann nur dann ihr Kind auf die rechte Weise erziehen, wenn sie selbst eine gute Erziehung genossen hat. Nach meinem Dafürhalten ist die Mutter, schon durch ihre Pflichten ans Haus gebunden, umso mehr als sie sich in der unmittelbaren Nähe des Kindes befindet, dazu berufen, für die Erziehung desselben Sorge zu tragen. Der Vater ist schon infolge seiner Stellung weniger berufen als die Mutter, die Erziehung des Kindes zu leiten; er hat für den Unterhalt seiner Familie zu sorgen, und das dürfte im allgemeinen hinreichend sein, seine ganze Zeit, seine volle Tatkraft in Anspruch zu nehmen. Die Erfahrung hat wohl schon ein jeder Lehrer gemacht daß die Kinder einer gebildeten Mutter besser vorbereitet und wohlherzogener in die Schule treten, als die Kinder solcher Mütter, die selbst keine Erziehung, keine Bildung besitzen. Aus Gefagtem dürfte leicht einleuchten, wie notwendig auch die Mädchen die Schule besuchen, also lernen müssen, um als künftige Mütter, ihrer so erhabenen und verantwortlichen Aufgabe gerecht werden zu können.

Was unsere Leute auf dem Lande betrifft, so lassen sie sich nicht selten von der falschen Meinung leiten, daß Bildung für dieselben schädlich sei, umso mehr als diese Leute dank der Bildung sich von ihren sonst so schweren Arbeiten und Pflichten loszureißen suchen, dieselben verachten und anfangen würden, eitel und leichtsinnig zu werden. Nach meinem Dafürhalten dürfte jedoch dies nicht stattfinden, wenn erwähnte Menschenklasse eine gute, christliche Bildung erhält, worüber ich in der nächsten Nummer unter dem Titel „Die Aufgabe unserer Dorfschule“ sprechen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Unzufriedenen.

Herr A. Jablonowski schreibt in der in Petersburg erscheinenden Zeitschrift „Юристъ“ wie folgt:

Als der Fürst Smjatopolk-Mürski zum Minister des Innern ernannt wurde, befand ich mich in der Provinz. Da hatte ich Gelegenheit, mich augenscheinlich zu überzeugen, wie diese Ernennung wie auf einen Schlag die ganze Gesellschaft in zwei Lager teilte. Die einen (die weitaus überwiegende Mehrzahl) freuten sich, wie Eingesperrte, die man aus dem Gefängnisse entlassen hat. Sie verfassten Adressen, Begrüßungstelegramme, tranken Champagner auf das Wohl der zukünftigen Freiheit und verbreiteten in den Gasthäusern und Redaktionen immer neue und neue Gerüchte und Erwartungen. Die anderen (ein kleines Häuflein) zischten, ärgerten sich und baten den Fürsten Meschtschersky um Rat und Hilfe. Ich muß gestehen, daß das Gezisch am meisten hinter den Torschwellen der Beamtenwelt hervortönte. Hier wurde jedes Wort des Ministers als B.ü.ü.igung aufgefaßt und jeder seiner Schritte als ein Angriff auf die Ordnung und die Ruhe des Reiches ausgelegt.

Haben Sie schon gehört? Der Fürst hat Staatsverbrecher aus Archangelsk zurückkehren lassen. Das gibt zu denken.

Nun erklären Sie mir einmal, in welcher Lage wir Beamten uns befinden. Wir haben diese Staatsverbrecher ausgesucht, wir haben bei ihnen Hausdurchsuchungen gehalten, sie fest genommen, und endlich unserem Dazwischentommen zufolge wurden diese „armen Teufel“ nach Archangelsk geschickt, um Torbbeeren zu sammeln, — und jetzt verläuft alles im Sande, jetzt ist alles wie weggewischt, und anstatt Torbbeeren zu sammeln, spazieren diese „armen Teufel“ auf den Petersburger Hauptstraßen umher und erzählen von uns Anekdoten. Nein, sagen Sie einmal, ist es wohl möglich, unter solchen Verhältnissen das Ansehen aufrecht zu halten und der Gewalt Hochachtung zu verschaffen? .

Warten Sie nur ab, was das noch gibt! Jetzt hat man die Wortfreiheit und Öffentlichkeit ausgedäch! Wissen Sie, was das heißt? Das heißt, mich und meine Amtstätigkeit wird jetzt ein Zeitungsberichterstatter Schelmensohn kritisieren. Früher habe ich eigenhändig dem Schelmensohn die Ohren gerieben, und jetzt schreibt derselbe Schelmensohn „Unantastbarkeit“, „freier Gedankenaustausch“, „Glaubensfreiheit, — und ich kann dem Zottenreißer das Handwerk nicht legen. In der Tat, das heißt man eine Lage. Nun, ich versichere aber im voraus, im Falle irgend welcher Verwicklungen werde ich den kleinen Finger nicht rühren. Als Ehrenmann werde ich nicht einmal die Wimpern zucken. Die Schelmensöhne mögen sich an den Marktplätzen versammeln, sie mögen schreiben und persönliche Unantastbarkeit und freien Staatschwandel verlangen, ich werde nicht einmal den kleinen Finger bewegen.

Sa, uns bleibt jetzt nichts übrig als wie Pontius Pilatus die Hände zu waschen. Erlauben Sie, bitte, die Frage: wie kann ich die erhaltene Anweisung und die Regeln einer starken Politik ausführen, wenn es mir nicht zusteht, frei zu handeln, — die Schelmensöhne mögen die Stadtverwaltung übernehmen!

Man muß Farbe bekennen: die Furcht um das eigne Ich, um die Stelle und den damit verbundenen Gehalt zog sich wie ein roter Faden durch alle diese Gespräche. Die „Zischenden“ fühlten nur bei der alten A. gierungsform festen Boden unter den Füßen, nur die frühere Richtung des Schiffes machte sie stark. Kaum neigte sich das Schiff auf den Backbord, so schlugen sich alle diese Leute aus der „alten Schule“ in die Beamten-Gegenpartei zusammen; ihnen wurde bange, sie fühlten sich als „abgedankte Allbeherrscher.“ Freilich fanden sich unter ihnen auch solche, die den Mut nicht verloren und hoffnungsvoll in die Zukunft

schauten. Den Meinungsaustrausch über die Freiheit betrachteten sie als eine Art Zügellosigkeit der Zunge und waren der festen Überzeugung, daß nach einem oder dem anderen Monat diese Zunge sich selber „verbeißen“ werde. Das vergeht alles. Diese Zottenreißerei wird schneller verschwinden als sie entstanden ist. Mittlerweile muß jeder Beamte, der etwas auf sich hält, ein wachsameres Auge haben. Wachtet, meine Herren! Und wenn ihr auch augenblicklich nichts tun könnt, so stellt doch ein Verzeichnis jener Personen zusammen, die ihr zukünftig werdet zu maßregeln haben. Wenn also ein Schelmensohn in der Zeitung viel von persönlicher Unantastbarkeit kritzeln wird, so schreibt ihn nur ein als einen „Zottenreißer, welcher der Ahndung harret.“ Desgleichen wenn ein Landamtsbeamte über eine allgemeine Versammlung seiner Kollegen in die Posaune stoßen und die ihm eigentümliche „lüsterne Frechheit“ an den Tag bringen sollte, so schreibt ihn nur flugs ein als Ansiedler von Schönkurs und Lodijnoje Pole. Überhaupt, meine Herren, müssen wir uns jetzt die klugen Jungfrauen aus dem Evangelium zum Vorbild nehmen, die in schwerer Stunde ihre Lampen nicht auslöschten, um den Bräutigam würdig zu empfangen. Glaubet mir, der Bräutigam wird kommen, er ist nicht mehr ferne.

Diese Zuversicht über die baldige Ankunft des Bräutigams war an manchen Orten der Provinz so groß, daß die beleidigten Verwalter sich mit bloßem Phantasieren über die bevorstehende Rache nicht mehr begnügten, und indem sie die Listen der „Zottenreißer“ zusammenstellten, ergriffen sie auch zugleich Maßregeln, damit auch nicht eine Schwalbe des Petersburger Frühlings in den ihrer Obhut anvertrauten Bereich hinüberfliegen konnte. So z. B. hielt man es im Permer Bezirk als Regel fest, alle Begrüßungstelegramme, die von den Landämtern und den Städten dem Herrn Minister des Innern zugefandt wurden, aus den Zeitungen zu streichen. Alles, was sich deutlich oder undeutlich auf das Zutragen zu den gemeinschaftlichen Behörden bezog, alles was den Ton und den Mut der Staatsbürger erfrischte, wurde ohne weiteres mit roter Tinte übergossen, so daß die Permerer sich an den „Nishegorodski Listok“ mit dem Hilferuf wenden mußten: „Helfet uns, wir ertrinken in roter Tinte!“ Noch strenger verfuhr man mit der neuen Bewegung im Kaukasus.

So z. B. berichtet man der Zeitschrift „Pravo“ über die Tätigkeit des Vizgouverneurs, des Zensors, in Batumi. A. Vilejev, der in der dortigen Zeitung „Batinskaja Zvestija“ nicht eine einzige Verordnung des Herrn Ministers des Innern abdrucken ließ, z. B. betreffs der Wiedereinsetzung verschiedener Personen in ihre Rechte, der gewährten Rückkehr aus der Verbannung und dgl. Desgleichen durften die Begrüßungstelegramme der Landämter und Städte an den Fürsten Swjatopolk-Muski nicht gedruckt werden. In den letzten Monaten mußte die Zeitschrift beinahe ihre Rubrik „Pressenrundscha“ opfern, da auch nicht der Abdruck eines einzigen Artikels aus dem „Pravo“, „Russ. Wod.“, „Now.“, „Now. Wrem.“ und sogar aus dem „Grash.“ und den „Moskow. Wedom.“ und den zensurpflichtigen Kiewer und Odessaer Zeitungen gestattet wurden; alles wurde bis auf die letzte Zeile gestrichen.

Aus diesem Bakiner Martyrologium kann man auf jeden Fall folgenden Schluß ziehen: Die Beamten-Gegenpartei, welche auf dem neuen Weg des neuen Ministers steht, begnügt sich nicht mit bloßem Kanzlei-Zischen und der Aufstellung von Musterlisten der zukünftigen Ansiedler des Gouvernements Archangelsk, nein, sie geht entschieden weiter und unterwirft sogar die Verordnungen des neuen Ministers der „Zensur.“ Das ist an und für sich so neu und so unerwartet, daß wohl in der ganzen russischen Geschichte nichts Ähnliches sich vorfindet.

Aus dem Kaukasus.

Nachdruck ohne Genehmigung des Autors verboten.

Der Zug ging langsam aus dem Bahnhof Batumi in der Richtung nach Tiflis. Die Lokomotive ließ noch einige schrille Abschiedssignale ertönen, wonach der Zug allmählich in ein schnelleres Tempo übergang und mit rasender Geschwindigkeit dahin huschte. Sämtliche Waggons sind heute ungewöhnlich stark besetzt, überall, wohin man sieht, sitzen und stehen gedrängt

Passagiere umher, sogar die Eingangshallen sind vollständig überfüllt. Obwohl heute im Kalender der . . . Oktober 1903 vermerkt steht, so scheint es doch, als wolle der liebe Frühling nochmal seinen Eingang halten, denn draußen ist noch alles in schönstem Flor, und die Sonne macht sich, namentlich in den stark besetzten Waggons, fühlbar. Ein Herr, hoch in den Dreißigern, in hellgrauem Kostüm, dessen ungenierte, gelassene, dabei selbstbewußte Haltung sofort den britischen Inselbewohner erkennen ließ, suchte im Coupé erster Klasse es sich recht bequem zu machen, und obwohl er mit noch drei anderen Herren, anscheinend Mitreisenden, auf einem Divan Platz nahm, so schien es doch, als seien für ihn seine Nachbarn gar nicht vorhanden. Seine Begleiter, drei ältere Herren, gaben sich große Mühe, ebenfalls vornehm zu erscheinen, was ihnen jedoch nicht recht gelingen wollte. Die heftige Gestikulation der Hände, die tiefschwarzen Haare und Augen, die kolorierte, harte russische Aussprache, plus die in den Fingern hin und her gleitende, rosenkranzartige Schnur, mit derer sich jeder die Zeit zu vertreiben suchte, verrieten auf den ersten Blick, daß ihre Heimat keine zwei Tagereisen von hier entfernt sein konnte und es Armenier seien.

Der Herr in hellgrauem Anzug blickte ruhig durch das offene stehende Fenster und schien, durch die stürmenden Wellen des Schwarzen Meeres, an dessen Ufer der Zug vorüber ging, ganz in Anspruch genommen zu sein, und blies eine Rauchwolke nach der andern in Form einer langen Spiralfeder aus seiner glühenden Havana von sich ab; die drei andern Herren dagegen kümmerten sich wenig um die schöne Natur und ließen sich in ein beinahe flüsterndes Gespräch ein. Endlich richtete sich der von beiden Mitreisenden als Arschak angeredete an den am Fenster sitzenden Herrn im hellgrauen Anzug: „Mister Jonson, so viel wir uns auch beratschlagen, kommen wir immer wieder zu der Überzeugung, daß wir alles Vermögen am besten sofort Ihrer englischen Bank übergeben, denn wir haben wahrlich keine Zeit mehr zu verlieren; wie wir soeben in Batumi erfuhren, soll die Übergabe schon übermorgen erfolgen.“ — Mister Jonson, der mit seinen Gedanken scheinbar nicht bei der Sache war, drehte sich um und richtete fragend seine Blicke dem Redenden zu: „Entschuldiget, von welchem Vermögen wollten Sie eben reden?“ Arschak sah sich nach allen Seiten um, als wollte er sich überzeugen, ob er nicht von unerwünschten Ohren belauscht werden könnte, und entgegnete: „Nun, natürlich spreche ich von dem Vermögen unserer armenischen Kirche.“ — „Arschak“, erwiderte Mister Jonson, „Sie sollten doch bedenken, daß das Gesetz bezüglich Übergabe der Eigentümer Ihrer Kirchen an die Regierung bereits in Kraft getreten ist und daß Sie bezw. Ihr armenisches Komitee in Folge dessen nur noch die Barfonds und größten, sofort greifbaren Werteffekten, möglicherweise, sichern können, alles übrige kann ich doch selbstredend nicht in meinem Portefeuille, ohne Aufsehen zu erregen und verdächtig zu werden, nach England ausführen; außerdem bürge ich für die Effekten, die Sie meiner englischen Bank übergeben wollen, erst dann, wenn dieselben sich auf englischem Boden befinden. Ich befürchte jedoch, daß Sie sich mit Ihren Vorbereitungen ein wenig verspätet haben, denn nach zwei Tagen wird bereits die offizielle Übergabe stattfinden, und wird es wohl nicht leicht möglich sein, von allen armenischen Kirchen, im ganzen Kaukasus, im Handumdrehen die Barschaften einzuziehen und . . .“ Arschak ließ den Redenden nicht weiter auseinandersetzen, ballte die Fäuste und erwiderte: „Wir werden tun, was in unseren Kräften steht, und für das übrige lassen Sie, bitte, uns sorgen, — wir sind unserer genug, um einigen Gendarmen und Polizisten den Weg abzuschneiden; vergessen Sie nicht, daß alle Armenier auf den Tag der Übergabe vorbereitet sind, und ich möchte wetten, es wird sich keiner an uns vergreifen, — waa — das wäre noch nie dagewesen,“ brummte Arschak für sich weiter fort, „wir werden alles in Stücke schlagen, in Feuer setzen, aber herausgeben werden wir nichts. . .“ Mister Jonson sah sich den in Feuer und Flamme stehenden Mann lächelnd an und antwortete: „Lieber Mann, man sieht es Ihnen an, daß Sie ein echter Kaufastier sind und daß in Ihren Adern keine Eiszapfen wachsen; nun, beruhigen Sie sich ein wenig und erzählt mir mal, woher es denn eigentlich kommt, daß die Regierung die Eigentümer Ihrer Kirchen selbst unter eigene Verwaltung stellen will; mit mir können Sie schon frei heraus reden, denn ich bin in dieser Angelegen-

heit sicher neutral.“ — Der Engländer machte bei dieser Äußerung ein so schelmisches Gesicht, als wollte er sagen: „Mit Euch Rindvieh wird hier noch viel zu leicht verfahren, ich sollte nur die Oberhand haben!“ Arschak bemerkte den Gesichtsausdruck Mister Sonsons nicht, räusperte sich einigemal, als verursache es ihm große Mühe, über diesen Punkt zu sprechen, fing dann in flüsterndem Ton, der gleichzeitig Furcht und Schadenfreude ausdrückte, an zu erzählen:

„Was sie da unter dem Ausdruck „unter Verwaltung nehmen“ sagen wollen, ist uns am besten bekannt, denn seit Rußland den Kaukasus eingenommen hat, ist unsere Selbständigkeit ins Schwanken geraten, und haben wir demzufolge unbemerkt nach und nach unser größtes Barvermögen, welches, wie Ihnen bekannt, mit der Zeit auf 150 Millionen Rubel angewachsen ist, Ihrer englischen Bank überführt, ebenso wurden Ihnen viele Grundstücke der armenischen Kirche, die sich teilweise in Persien und in der Türkei befinden, in Verfaß gegeben, so daß wir jetzt über ein sehr erhebliches Kirchenvermögen in England verfügen; ferner gründeten wir in England ein armenisches Komitee, welches schon manchem Armenier aus der Not geholfen hat; während der armenischen Verfolgung in der Türkei unterstützte das Komitee unsere Brüder, nun, und schließlich das hiesige Komitee gründete seine Existenz, wie Ihnen bekannt, aus derselben Quelle. Hier wurde ein bißchen Politik getrieben, indem wir versuchten, unsere frühere Selbständigkeit durch Gewalt zurück zu bekommen, was leider an die Öffentlichkeit geriet, und so geschah es, daß die erwähnte Verordnung erlassen wurde. Man will uns jetzt die Möglichkeit nehmen, mit unserem Geld nach Belieben verfahren zu können, aber das werden wir unter keinen Umständen zulassen; denn wir können doch schließlich mit unserem Geld machen, was wir wollen. Ist es nicht so, Mister Sonson?“ „Hierauf kann ich Ihnen mit ja und nein antworten, — ja, weil es Ihr Vermögen ist, und nein, weil Sie in Rußland leben und demzufolge auch Ihr Vermögen nicht für gesetzwidrige Zwecke verwenden dürfen; das würde ebenso wenig England, Deutschland oder ein anderes Reich dulden; und daher finde ich es gar nicht so auffällig, daß man mit Ihnen so verfährt. Das ist meine Ansicht, und ich möchte Ihnen empfehlen, sich ruhig und bescheiden den Verordnungen zu unterziehen; im entgegengesetzten Fall werden Sie sich Ihre Lage nur zwecklos verschlimmern, seien Sie dessen gewiß; und außerdem, was findet Ihr Unrechtmäßiges in der Verordnung der Regierung? Nicht allein die Kirchengüter der armenischen Kirche, sondern alle übrigen Kirchenkassen stehen in Rußland unter Verwaltung der Regierung, was nach meinem Ermessen auch vollständig richtig ist, denn was Ihr da zuletzt noch aus Eurem Kirchengeld machen würdet, werden jedenfalls keine Heiligenbilder sein.“ Arschak wollte hierauf heftig antworten, mußte dieses jedoch unterlassen, weil er bemerkte, daß verschiedene Passagiere auf das Gespräch aufmerksam wurden, — er ließ sich daher auf seine Bank ruhig nieder und brummte noch eine Zeitlang für sich in Bart hinein.

Der Zug war inzwischen auf der vorletzten Station vor Tiflis angelangt, und die Passagiere drängten sich, wie gewöhnlich, aus den Waggons, um frische Luft zu holen und um sich die reizende Umgegend näher anzusehen. Eine große Schar junger grusinischer Burschen und Mädchen umringten die Passagiere, verschiedene Früchte, wie Äpfel, Birnen, Weintrauben, Granaten, Abrikosen, Pfirsiche und andere Erwaaren zum Verkauf anbietend.

Mister Sonson in Begleitung von Arschak stieg ebenfalls aus, wobei letzterer, auf das umherstehende Volk deutend, die Frage stellte: „Sagen Sie, bitte, Mister Sonson, wen bemerken Sie hier auf diesem Bahnhofe?“ Der so Angeredete schaute sich nach allen Seiten um, konnte jedoch keine bekannte Persönlichkeit merken und gab dem Fragenden unwillig zur Antwort: „Einen Bekannten kann ich hier nicht erblicken, aber jedenfalls sehe ich herumgaffende Leute, die nichts zu tun haben, wie es bei Ihnen im Kaukasus wohl viele gibt. Was wollen Sie jedoch hiermit sagen?“ — „Leute sind es schon“ warf Arschak dazwischen, „aber bemerken Sie nicht, daß eine bestimmte Nation vorherrschend vertreten ist?“ „Ja“, antwortete Mister Sonson, „das merke ich schon, es sind jedenfalls Grusiner; denn soweit ich die neue Weltgeschichte kenne, werden diese Ortschaften von Grusineru bewohnt; ich finde daran nichts Auffälliges: kommen Sie z. B. nach Konstantinopel, so treffen Sie Türken, und sollten Sie nach Teheran kommen, werden Sie wohl

vorwiegend vorherrschend Perser antreffen. Das ist sehr begreiflich.“ — „Sie haben ganz recht,“ ergänzte Arschak, „und kommen Sie nach Tiflis, Selschawetpol, Alexandropol, Erivan und Rars, so finden Sie vorherrschend Armenier. Damit wollte ich Ihnen eben nur andeuten, welche Gewalt wir hier im Kaukasus besitzen, — das Land sollte eigentlich richtig Armenien heißen.“ Mister Sonson konnte sich eines Lächelns nicht erwehren und erwiderte scherzhaft: „Und Sie, Arschak, sollten König dieses Landes sein; nicht wahr, das wäre so etwas —? Nun, nach zwei Monaten haben wir Neujahr, und da können Sie sich meiner wegen noch die ganze Türkei dazu wünschen; vorläufig aber habe ich bloß den einen Wunsch, recht bald wieder nach England zurück zu kommen; denn, offen gestanden, ist mir meine Lage sehr unbehaglich.“

Der Zugführer gab das Signal zum Abfahren, wonach sich die Passagiere in ihre Waggons zurückzogen. Nach einer halben Stunde verlangte der Kondukteur die Billets von den Passagieren, die in Tiflis aussteigen hatten, mit der Meldung, daß der Zug nach einigen Minuten in den Tifliser Bahnhof einlaufen werde. „Nun, Mister Sonson,“ sagte Arschak, indem er hastig sein Reisegepäck zusammen raffte, „ich bin herzlich froh, daß wir endlich in eine zivilisierte Stadt kommen, denn ich habe seit 2 Monaten, während ich Sie in England besuchte, weder ein wohlklingendes Wort gehört, noch einen anständigen Bissen oder einen Tropfen guten Weines zu Munde bekommen. Was Sie da in England essen und trinken, ist — entschuldigen Sie, bitte, meine Offenheit — ein wahres Schweinefutter; da will ich Ihnen mal unsere Tifliser Küche vorführen, Sie werden sich gewiß ungerne von derselben trennen wollen.“ — „Sie machen mir gute Ausichten,“ meinte Mister Sonson, „es soll mich freuen, meinen ausgehungerten Magen gehörig befriedigen zu können.“

Noch eine Minute, und der Zug hielt an, unsere Reisenden stiegen aus, mieteten einen Phaethon (die in Tiflis ziemlich nobel aussehen) und fuhren nach dem Hotel „London.“ Dort angelangt, schlug Mister Sonson vor, in den Speisesaal herunter zu gehen, um sich vor allem ein wenig zu stärken; „denn Sie, Arschak“, bemerkte er weiter, „haben mir Tiflis in gastronomischer Hinsicht so gerühmt, daß ich wirklich großes Verlangen habe, Ihre Küchen kennen zu lernen; gehen Sie, bitte, voran.“ Arschak schüttelte seinen schwarzen lockigen Kopf und erklärte, daß in diesem Hotel dasselbe Futter, ähnlich wie in London, sei —, dagegen machte er den Antrag, in eine armenische Restauration zu gehen, wozu Mister Sonson auch seine Einwilligung gab, da Arschak als Eingeborener doch am besten wissen mußte, wo und was hier am besten zu haben ist. Mister Sonson folgte also Arschak; sie bogen links um die Ecke, gingen über die Woronzowische Brücke, unter welcher die „Kura“ rasend dahin fließt, durchschritten noch einige Straßen und blieben schließlich vor einem Schild, welches die Aufschrift „Asiatische Restauration“ trug, stehen. „Hier wollen wir eintreten,“ bemerkte Arschak. Mister Sonson stuzte einen Augenblick; der Eingang führte in ein Kellergeschoß. Die Treppe, aus wilden Steinen bestehend, eng und steil, ließ eine Vorsicht nicht überflüssig, zu befürchten, auf dem Kopf, anstatt auf den Füßen zu der Türe herein zu kommen. Unten glücklich angelangt, musterte Mister Sonson das Speisezimmer, welches einen dunklen Keller mit mehreren Abteilungen vorstellte. In einer Nische lagen einige Büffel- oder Ochsenhäute (Burdjuk genannt), gefüllt mit Rot- und Weißwein. Das Mobiliar bestand aus einigen gewöhnlichen, nicht angestrichenen Tischen aus Fichtenholz und langen Holzbänken aus demselben Material; an den Wänden hingen zwei Tairas, zwei eigenartige Violinen, nebst einer asiatischen Trommel; noch höher oben folgten als Verzierung einige Kirschals (Dolche) und Trinkhörner in verschiedenen Größen. Der Wirt hatte eine kleine komische Gestalt, bei dessen Anblick man unwillkürlich einen Vergleich aufstellen mochte, ob er länger oder breiter sei; seine Kleidung bestand aus weiten, unten eng zusammengezogenen Weinkleidern aus schwarzem Satin und einer ebensolchen, in Falten gelegten Jacke. Ein breiter Leder- gürtel mit vielen Silberverzierungen und einem vornen aufsitzen- den silbernen Knopf, der, nach seiner Größe zu urteilen, wenigstens 3 Pfund wiegen dürfte, war dazu bestimmt, den dicken Bauch zusammenzuschnallen.

Bei dem Eintritt unserer Bekannten machte der Wirt ein ungewöhnliches Gesicht, als wollte er sagen: Ihr seid mir sehr will-

kommene Gäste, denen ich, die siebente Haut herunter zu nehmen, verstehen werde. Er machte indes einen kurzen Bückling, — denn einen langen war er, in Folge seiner Korpulenz, nicht imstande fertig zu bringen, — lud seine Gäste in eine abgelegene Nische, in welcher ein langer Tisch nebst zwei Bänken standen, und bat die Herren, auf den Bänken Platz zu nehmen. „Tischbedeckung,“ erklärte der Wirt, „ist bei uns nicht üblich, aber da ich solche seltene Gäste zu bewirten habe, so will ich schon eine Ausnahme gelten lassen;“ und er brachte eigenhändig eine jedenfalls früher weiß gewesene Tischdecke mit mehreren roten Weinsflecken und angetrockneten Speiserüberresten. Dabei machte der Wirt eine so gefällige Miene, als hätte er seinen Gästen eine außergewöhnliche Gefälligkeit erwiesen.

Mister Jonson war den beiden, dem Wirt und Arschaf, mechanisch gefolgt und stand in ehrerbietiger Entfernung von denselben; er machte dabei den Eindruck, als befände er sich in einem Museum und wollte sich die noch nie gesehenen Seltenheiten in Augenschein nehmen. Er schien keinen besonderen Hunger mehr zu verspüren, denn er machte keine Anstalten, sich dem Tisch zu nähern, dagegen begab er sich in die entgegengesetzte Richtung, wo er bei seinem Eintritt die großen Büffelhäute bemerkt hatte, besah letztere von allen Seiten, betastete sie mit den Fingern, schüttelte mit dem Kopf und sah mit großem Interesse zu, wie der Wirt einen großen Krug aus rot gebranntem Lehm an die Büffelhaut ansetzte und mit Wein füllen ließ. Mister Jonson hatte wohl in Büchern gelesen, daß wilde Völker den Wein in Viehhäuten ablagern, jedoch hatte er diese Beschreibung als ein Symbol uralter Zeiten betrachtet; aber daß Leute im Kaukasus noch jetzt aus diesen Häuten, direkt vor seinen Augen, Wein auszupfen und trinken und daß sogar er davon kosten sollte, war ihm unerwartet gewesen. Er schien noch im Zweifel zu sein, was eigentlich der Wirt mit dem Wein anfangen wolle; denn er richtete an letzteren die Frage, wozu er diesen Wein verwenden wolle, worauf der Gefragte verwundert antwortete, sein Begleiter habe den Wein bestellt. — „Ach, dieser Arschaf ist doch famos,“ dachte für sich Mister Jonson, „er beabsichtigt, mir einen aus einer Büffelhaut entnommenen Wein als Andenken nach England mitzugeben; ich werde demselben in meiner Raritätenkollektion den ersten Platz einräumen und zwar auch in einer kleinen Büffelhaut,“ lächelte vergnügt Mister Jonson, „und noch dazu zwei solche Trinkhörner, wie sie hier an der Wand hängen.“

Inzwischen hatte Arschaf für das Weitere gesorgt; der Tisch war gedeckt, um denselben herum saßen noch einige Herren, die während der Betrachtungen Mister Jonsons herein gekommen und von Arschaf als Bekannte zu Tisch eingeladen waren. — „Mister Jonson,“ ertönte die Stimme Arschafs, wollen Sie freundlichst zu Tisch kommen; — hier, erlaube mir, Ihnen Kalust Ter-Mikirtjanz, hier Kework Randanjanz und diesen jungen Mann Sedrak Mesropjanz vorzustellen, sehr intime Bekannte von mir.“ Mister Jonson visitierte ebenfalls und ließ sich auf einem Ende der langen Holzbank nieder, indem er, wie gewohnt, die Servierung einer näheren Musterung unterzog. Vor jedem Gast lag zusammengerollt ein Abriß Lawasch (ein asiatisches Brodgebäck, dünn wie ein Papier gebacken); in der Mitte des Tisches standen vier Teller mit verschiedenen Gräsern, die von den Eingeborenen zu jeder Gasse gegessen werden; gekochte Fische, Kaviar, ein Glas Schatscha (Weintraubenschnaps) und der rote Krug, den der Wirt soeben vor Mister Jonsons Augen mit Weißwein aus der großen Büffelhaut gefüllt hatte. Der Wirt servierte hierzu noch fünf Portionen Schaschlyk (auf Spießen geröstetes junges Hammelfleisch, garniert mit Tomaten und Babryschan), welche er jedem Gast direkt von den heißen Spießen in Teller herunterstieß.

Arschaf richtete sich mit einer stolzen Haltung empor und hielt folgende kurze Anrede: „Meine Herren! wir überleben, wie bekannt, schwere Zeiten und stehen momentan vor einer Krisis, die das Wohl unserer Kirche und noch mehr unseres eigenen Privatlebens nach einigen Tagen entscheiden soll: die Regierung beabsichtigt nämlich das ganze bewegliche und unbewegliche Vermögen unserer Kirche an sich zu ziehen, mit anderen Worten, man will uns behandeln wie kleine Kinder, denen nichts selbständig überlassen wird. Dagegen protestierte ich, wie auch alle Armenier in der ganzen Welt, und ich bin fest überzeugt, daß jeder Armenier an dem Tage der Übergabe seine väterliche Hand empor heben wird, um

das Gut unserer Kirche zu schützen; ich zweifle nicht daran, daß Sie, meine Herren, mit mir gleicher Gesinnung sind, und wollen wir demzufolge heute auf das Wohl unserer Nation ein Hoch ertönen lassen, wobei wir hoffen wollen, daß unsere Pläne siegreich den bevorstehenden Zwist überwinden und wir unbestrittene Herren unseres Eigentums bleiben werden; ich trinke auf das Wohl unserer Kirche.“ Alle Gäste füllten ihre Gläser mit Wein und leerten dieselben, nur Mister Jonson war ruhig stehen geblieben, ohne Anstalten zu machen, sein Glas an den Mund zu setzen. Arschaf bemerkte dieses und frug in beleidigtem Tone, weshalb er seinen Wein nicht trinke. — „Aber Arschaf,“ erwiderte Mister Jonson, „ich habe gesehen, daß der Wirt den Wein aus der großen Büffelhaut ausfüllte, der daher doch gewiß ungenießbar ist; ich wenigstens ziehe vor, lieber ein Glas Kastoröl zu trinken, als diesen Wein.“ Bei dieser Erklärung ließen die übrigen Gäste ein lautes Gelächter erschallen und machten ihm klar, daß der Wein in diesen Häuten sich viel besser bewahre als in Holzfässern und demzufolge auch schmackhafter sei. So sehr Mister Jonson sich auch sträuben wollte, er mußte schließlich sein Glas leeren; nach dem ersten folgte das zweite, dritte, vierte und so lange fort, bis Mister Jonson den Anhaltspunkt verloren hatte, um festzustellen, wieviel Gläser er den eigentlich von diesem abscheulichen Wein getrunken haben mochte. Jedes Glas Wein wurde mit einem vorangehenden Toast begleitet, allen Freunden und Bekannten, Kranken, Verstorbenen, auf der stürmischen See Fahrenden wurden Erinnerungen gewidmet; die gewöhnlichen Weingläser wurden durch große Trinkhörner, Büffel- oder Ochsenhörner, ersetzt und jeder mußte ohne Unterbrechung sein Horn leeren, obwohl der Inhalt eines Hornes gewöhnlich einem Liter gleichkommt. Die Gesellschaft wurde immer zahlreicher und aufgeheiteter; es wurde viel geschimpft über Regierung, Beamte, Drohungen ausgesprochen. Denn wie bekannt, sind die Armenier ein höchst unzufriedenes Volk; sie sind ebenso neidisch, hinterlistig, wie undankbar; ihr ganzes Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, wie sie ihren Vorteil am schnellsten und passendsten ausnützen könnten, ohne sich dabei noch lang zu fragen, ob die betreffende Handlungsweise nach menschlichem Ermessen zu billigen sei oder nicht, und demzufolge bilden sie im Kaukasus eine Nation, die zehnmal mehr gehaßt ist, als die Juden in Europa.

Während unsere Gäste in fröhlichster Stimmung aßen und tranken und sich an den wohlklingenden Tönen der „Surna“ (asiatische Musik, die für einen Europäer auch nicht den geringsten Reiz besitzt) und den Sprüngen eines Tänzers ergötzten, der die „Lesginka“ (ein asiatischer Nationaltanz) vorführte, eilte ein Herr, anscheinend ein Armenier, in aufgeregter Stimmung zu der Gesellschaft heran und bat Arschaf auf einen Augenblick zu sprechen. Der Genannte erhob sich von seinem Platz und folgte dem Herrn in eine Ecke, wo er sofort in heftige Unterredung geriet. Schon nach einigen Sekunden kehrte Arschaf zurück und meldete, daß er soeben aus verlässiger Quelle erfahren habe, daß schon nach einer Stunde die Übergabe der armenischen Kirchengüter an die Regierung in Tiflis erfolgen soll und er in Folge dessen aufbrechen müsse. Bei diesen Worten sprangen alle, wie von einer Wespe gestochen, auf und eilten zur Türe hinaus. Arschaf bezahlte den Wirt, und in Begleitung von Mister Jonson lief er den Vorausgegangenen nach, in der Richtung zur armenischen Kathedrale (Wanksh Sobor). Je mehr sie sich der Kirche näherten, desto belebter wurden die Straßen. Bei der Kirche angelangt, versuchten sie sich vorzudrängen, leider aber war das unmöglich; sie gelangten bloß bis zum Eingang der Kirche, von wo aus man sah, daß soeben ein Priester im Begriff stand, eine Rede zu halten. Von der Rede etwas zu verstehen, war nur halb und halb möglich, da der Zubrang des Volkes immer größer wurde; man hörte nur deutlich, wie der Priester einen Fluch auf den Urheber der neuen Verordnung herabrief, wonach ein rasender Aufstand und eine Balgerei entstand: Polizisten wurden mit Fäusten, Stöcken und Steinen verhaun, wobei Revolver- und Flintenschüsse hörbar waren und mehrere tot um die Kirche herumlagen. Der Aufstand hätte noch schlimmere Folge gehabt, wenn nicht rechtzeitig eine Garnison Militär dem Treiben ein Ende gemacht hätte, indem die Anführer, worunter auch Arschaf und der unbesonnene Priester, bis auf weiteres in das nahe gelegene Zuchthaus untergebracht wurden.

• Karl Winter.

Der verhängnisvolle Brief.

(Fortsetzung.)

Sechs Monate waren verstrichen, als Brenten zuerst eine Veränderung in Marianne wahrnahm. Sie schien stiller als früher, auch hatte sie ein wenig von dem freien offenen Wesen verloren, das ihn einst so entzückt hatte. Es entging ihm auch nicht, wie bisweilen ein ernster, fast schmerzlicher Zug über ihre Züge glitt, als drücke sie eine Sorge, von der er nichts wisse.kehrte er zeitiger heim, als sie ihn erwartet hatte, so schien sie mehr erschrocken und erregt, als erfreut, ihn wiederzusehen. All diese Dinge machten Brenten in hohem Grade eifersüchtig.

Eines Morgens, nach einer unruhigen, schlaflosen Nacht, war er fest entschlossen, ein ernstes Wort mit Marianne zu reden; als er aber in das Frühstückszimmer trat und sie mit frohem Lächeln von den duftenden Blumen, die sie eben in eine Vase arrangierte, auffah und sie ihn so offen und glücklich anschaute, da schwand der letzte Hauch von Eifersucht aus Brentens Brust.

„Marianne,“ hub er dennoch an, indem er sich ihr zärtlich näherte; „was ist Dir? Du kommst mir seit kurzem anders vor als früher, ohne daß ich sagen könnte, weshalb. Bist Du nicht glücklich?“

„Glücklich!“ wiederholte sie, und schaute mit ihren sanften Augen offen zu ihm auf; „ich habe nie gehofft, je so glücklich zu werden, wie ich es jetzt bin.“

„Aber Du verbirgst mir irgend ein Geheimnis? gibt es etwas in Deinem Leben, wovon ich nichts weiß?“

Dunkle Röte ergoß sich über ihre Züge, und ihre Lippen bebten, als sie sich von ihm abwandte.

„Du wirst eifersüchtig, Kurt,“ sprach sie halb schmallend, „und Du versprachst mir doch, es nie werden zu wollen.“

Zu stolz, weiter über die Sache zu reden, schwieg er, doch fühlte er sich ärgerlich und enttäuscht. Als aber drei Minuten später seine junge Frau ihren schönen Kopf zu ihm erhob und ihm zuflüsterte, er sei ein Tor, böse zu sein, sie habe ihn doch von ganzem Herzen lieb, da war all sein Groll schnell wieder verräuchert.

Eines Morgens saß Marianne an ihrem Schreibtisch und schrieb einen Brief, während ihr Gatte in die Zeitung vertieft schien. Wer ihn aber genauer beobachtete, hätte merken müssen, wie seine Augen über das Zeitungsblatt hinwegblickten und mit innigem Ausdruck auf den schönen, ersten Zügen, auf der anmutigen Gestalt und den kleinen weißen Händen der Schreiberin ruhten; und er dachte dabei, wie schön sie sei, wie innig er sie liebe, und wie anders sein Leben sich gestaltet hatte, seit Marianne seine Gattin war.

Unwillkürlich mußte er lächeln, als er sah, wie sorgfältig sie ihren Schreibtisch verschloß.

Dann stand sie auf und sagte, sie müsse zur Stadt gehen und einige Einkäufe machen, und verschwand bald mit selbigem Lächeln hinter der Thür.

Brenten las noch eine Weile weiter in seiner Zeitung, bis ihm plötzlich einfiel, daß er einen wichtigen Brief zu schreiben vergessen hatte.

Er stand auf und setzte sich an Mariannens Schreibtisch, um gleich hier zu schreiben. Die Kästen waren verschlossen, aber da lag ihre Schreibmappe; er schlug sie auf, er griff nach einem leeren Briefbogen — was war das? sein Auge fiel auf einen angefangenen Brief, von seiner Frau geschrieben; schon wollte er das Blatt bei Seite schieben, als er, von einem plötzlichen Impuls getrieben, es aufnahm und las.

Mit jeder Sekunde wich mehr und mehr alle Farbe aus seinem Gesicht, er preßte die farblosen Lippen fest aufeinander, und in seinen Augen flammte es zornig auf. Wieder und wieder las er das Geschriebene, als müsse er erst wieder Herr seiner Sinne werden; ja, es war kein Zweifel, das war entschieden ihre Handschrift, und worauf er so unverwandt starrte, lautete folgendermaßen:

„Ich weiß, wie unrecht es von mir ist zu schreiben — ein Unrecht läßt sich nicht mit einem anderen entschuldigen. Was ich getan, ist ein Fehltritt fürs ganze Leben — ich habe ohne Liebe geheiratet und muß nun die Folgen meiner eigenen Handlungs-

weise tragen. Ich will, ich darf Dich nicht wiedersehen. Ich kann ohne Liebe leben und will mein Unrecht nicht noch vergrößern; und das täte ich, wenn ich Dich wiedersähe und Dir Gehör schenkte.“

Und das — das hatte sie geschrieben! sie, die ihm versichert hatte, er sei ihre erste, ihre letzte, ihre einzige Liebe; sie, die erst vor einer Stunde ihr Haupt an seine Schulter gelehnt und ihm zugeflüstert hatte, daß sie ihn innig liebe!

Das Herz sank dem Armen, aller Mut verließ ihn, als er an ihre Untreue und an das Unrecht dachte, das sie ihm dadurch zugefügt hatte, daß sie die seine geworden war. Sie trat ihm vor das Auge wie er sie zuerst so liebevoll, so bescheiden, so offen gesehen hatte; er gedachte der unvergeßlichen Stunde unter dem Hollunderbaum, wo er ihr seine Liebe gestanden und sie ihm ewige Treue gelobt hatte. Ihre Blicke, ihre Worte, ihre Liebe — alles war schändliche Verstellung, Lug und Trug gewesen, mit dieser furchtbaren Entdeckung fiel der ganze schöne Bau seines Glücks in Trümmer, die ganze Hoffnung und Liebe seines Lebens erstarb in dieser einen Stunde. Das einzige Wesen, dem er sein ganzes Herz geschenkt, war falsch und hatte ihn nie geliebt.

Die Verzweiflung entrang ihm lautes Stöhnen. Lieber hätte er sie tot zu seinen Füßen gesehen, als sie so verachten müssen. Für ihn war sie tot, nie sollte sie ihn mit ihren süßen Worten und ihrem bestrickenden Lächeln wieder täuschen! Besser ein ödes einsames Leben, als diese falsche Liebe!

Alle Selbstbeherrschung verlierend, brach er in Tränen aus, er ließ den Kopf auf den Tisch sinken und schluchzte wie ein Kind.

Er beachtete nicht, wie die Zeit verstrich, er hörte nicht, wie die Uhr auf dem Kaminsims eine Viertelstunde nach der anderen verkündete. Er kam erst wieder zu sich, als eine leichte Hand seine Schulter berührte und eine weiche Stimme in halbscherzendem Tone fragte:

„Kurt, Du schläfst? an einem so schönen klaren Morgen?“

Er hob den Kopf und Mariannens Blick fiel auf sein geisterbleiches Gesicht und auf das Blatt Papier, das neben ihm lag. Da wich alle Farbe von ihren Wangen, und krampfhaft schlossen sich ihre Finger in einander, gleichsam als wolle sie um Vergebung flehen.

„Ja,“ stieß er heiser hervor, „ich weiß alles, wie Du siehst; aber nur durch Deine eigenen Lippen will ich Dich verurteilen. Gestehe, hast Du das geschrieben?“

„Ja,“ stammelte sie.

„Und Du hast mich wissentlich, absichtlich getäuscht?“

„Ja, aber . . .“

„Still, kein Wort weiter!“ gebot er streng. „Kannst Du irgend eine Erklärung abgeben, die Dein Unrecht mildert?“

„Nein,“ erwiderte sie traurig, „aber glaube mir, ich hätte Dir später alles gestanden.“

„Noch eine Frage: Seit wann triebst Du das? — sage mir die Wahrheit!“

„Schon bevor ich Dich kannte — seit über drei Jahren,“ schluchzte sie.

„Du hast jung angefangen!“ veretzte er mit bitterem Hohn. „Jetzt höre mich an,“ fuhr er in heftiger Erregung fort. „Du glaubtest es schlau angefangen, wenn Du mich täuschtest; Du lachtest Dir ins Fäustchen, daß ich so töricht war, mich von Dir überlisten zu lassen. Von diesem Moment an aber giltst Du mir nichts mehr. Die Marianne, die ich liebte, um die ich warb, ist tot — oder richtiger, sie hat nie existiert. Du hast mich getäuscht, Du hast mich betrogen, ich will Dein Antlitz niemals wiedersehen, von dieser Stunde an sind wir geschieden!“

„Aber Kurt,“ stöhnte Marianne, „glaube mir, ich wollte Dir alles gestehen und hoffte auf Deine Vergebung.“

„Dergleichen kann kein Mann vergeben,“ rief er spöttisch. „Adieu, mögen wir einander niemals wiedersehen!“

„So kannst Du mich nicht verlassen! Kurt! ich verspreche Dir . . .“

Vergebens streckte sie die Hände nach ihm aus, vergebens rollten heiße Tränen über ihre Wangen, erbarmungslos schlug die Thür hinter ihm zu; fort stürmte er, die Treppe hinab, aus dem Haus, es galt ihm gleich, wohin, nur fort, fort, wo er das schöne Gesicht der Treulosen, die ihn so betrogen hatte, vergessen konnte.

Erst das Pfeifen einer Lokomotive brachte ihn wieder zur Besinnung. Hier ward ihm gezeigt, wohin er fliehen sollte. Ja, gleichviel wohin, nur fort, fort von D. an irgend einen Ort, wohin die Stimme, das Gesicht der einst so Heißgeliebten ihm nicht folgen konnten.

Ohne weiter zu überlegen, ging er in den Bahnhof, trat an den Schalter und löste ein Billet nach R. . . .

Der Zug setzte sich in Bewegung, aber seine trostlosen Gedanken begleiteten ihn und bestürmten sein müdes Herz und sein brennendes Hirn. Der Zug sauste an grünen Feldern und traulichen Stätten vorüber, er aber sah nur immer und überall in feurigen Lettern den verhängnisvollen Brief.

Endlich langte man in R. . . an! Brenten hatte ein schwaches Bewußtsein davon, als er sich auf dem Perron befand und eine Menge Leute geschäftig an ihm vorüberkamen, dann näherte sich ihm ein bekanntes Gesicht, Herbert Hasselbeck, ein Jugendfreund von ihm, und begrüßte ihn herzlich. Er erinnerte sich nur, wie er diesem sagte, er fühle sich nicht recht wohl, dann wurde ihm plötzlich schwarz vor den Augen — und er wußte nichts mehr von sich.

Sein Freund hob ihn mit fremder Hilfe in einen Wagen, fuhr mit ihm in sein Haus und pflegte ihn während einer langen Krankheit, die den armen Brenten an den Rand des Grabes brachte.

Und als der Kranke zum ersten Male wieder mit Bewußtsein die Augen aufschlug, befand er sich in einem kleinen behaglichen Zimmer in seines Freundes Hause; an seinem Lager stand Hasselbecks Frau mit Tränen der Freude in den Augen; so glücklich war sie, ihren Pflegling dem Leben wiedergegeben zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Über den Verlauf der blutigen Kämpfe, welche in den letzten Tagen vor Port-Arthur ausgefochten wurden, weiß uns der Korrespondent der Neuteragentur Aufschluß zu geben. Der allgemeine Sturmangriff auf Port-Arthur begann am Mittage des 13. November. Die Japaner machten den Versuch, die Forts Erlungshan und Tsigunshan zu nehmen, die Mauern des Forts zu bewältigen und die Stadt von Osten zu besetzen; gleichzeitig nahm eine japanische Abtheilung das Forts Sunschuischan in Angriff um die Stadt von Westen einzuschließen. Der Angriff endigte mit einem Mißerfolg nach einem der erbittertsten Kämpfe seit der Belagerung Port-Arthurs. Die Bestürmung begann mit einem erbitterten Bombardement gegen die Forts auf dem westlichen Hügel und diejenigen, welche sich innerhalb der Festungseinfriedigung befinden. Im Verlauf einiger Stunden fielen die Geschosse großen Kalibers hagelicht in die Forts. Um 12 Uhr mittags verwandelten sich die Forts in eine wahre Hölle. Die Infanterie nahm bei einer großen Reserve den Angriff gleichzeitig auf der ganzen Linie von Tsigunshan bis Erlungshan auf. An jenen Stellen, wo die Japaner ohne Deckung vorgehen mußten, fielen sie hunderteise; aber die Japaner waren so zahlreich, daß die Wällen und Mauern mit Leuten bedeckt zu sein schienen. Die Wut des Angriffes war ebenso ungewöhnlich, wie der Widerstand hartnäckig. Auf der östlichen Flanke, wo die Japaner den Versuch machten, sich der Laufgraben zu bemächtigen, welche sich halbwegs auf dem Hügel Tsigunshan befinden, ließen die Japaner, trotz ihren ungeheuren Verlusten, nicht nach, sich über die Leichen ihrer getöteten Kameraden hinwegzuarbeiten und, den Russen an Zahl überlegen, erreichten sie die Laufgraben, die sie durch einen Bajonettenangriff einnahmen. Den Japanern gelang es, 80 Meter der Laufgraben besetzt zu halten, aber die ganze Linie einzunehmen, war ihnen nicht möglich. Um 6 Uhr abends waren die Japaner infolge eines heftigen Gegenangriffs genötigt, sich unter großen Verlusten zurückzuziehen, um 9 Uhr erstürmten jedoch die Japaner von neuem die Laufgraben und suchten mit verzweifelter Kräfteanwendung vorzudringen. Der schreckliche Kampf währte bis 2 Uhr morgens, nachdem die Russen, neue Gegenangriffe ausführend, die mit japanischen Leichen überfüllten Laufgraben wieder zurückerobert hatten. Die Japaner gingen von neuem zum Angriff über. Um 3 Uhr gelang es ihnen, auf den Linien der Laufgraben feste Stellung zu

nehmen. Der Versuch, das innere Fort einzunehmen, schlug fehl. Um dieselbe Zeit machte eine bedeutende japanische Abtheilung den Versuch, in die östliche Mauer des Forts eine Bresche durchzuschlagen, hatte jedoch keinen Erfolg. Die Russen hatten ihre Verteidigungslinien an den in Angriff genommenen Stellen auf bewunderungswürdige Weise besetzt. Ein zweiter Angriff wurde in der Absicht ausgeführt, eine Bresche in der Mauer des östlichen Forts und Panlun zu durchbrechen. Nach vier wütenden Angriffen gelang es einer kleinen Anzahl Japaner, die Mauer zu ersteigen und am untern Teil des Hügels Wantai festen Fuß zu fassen.

Das russisch-japanische Machtverhältnis zur See nach dem Eintreffen der Baltischen Flotte in Ostasien.

Immer näher rückt der Zeitpunkt, an welchem die Japaner damit rechnen müssen, das zweite russische Geschwader auf dem Kriegsschauplatz in Ostasien anzutreffen, und schon jetzt bildet naturgemäß eine Hauptfrage der japanischen Kriegsleitung, wie dieser neuen auf dem Plan erscheinenden Flottenmacht am wirksamsten zu begegnen sei. Unser Verstärkungsgeschwader setzt sich in seinem Kern aus den vier Linien Schiffen Imperator Alexander II., Rjas Suworow, Drel und Borodino zusammen. Die vier Schiffe bilden einen einheitlichen Typ. Hierzu treten noch die Linien Schiffe Oslabja, Sissoi Weliki und Kawarin; diese drei sind indessen verschiedenen Typs. Von dem ehemals so stattlichen Geschwader vor Port-Arthur sind ausgeschieden die Linien Schiffe Petropawlowsk und Zäzarski; schwer beschädigt im letzten Kampfe wurde das Linien Schiff Pobeda und seit genannter Zeit schon außer Gefecht gesetzt, und durch das japanische Bombardement auf die Hafenanlagen schwer beschädigt ist der Retwisan. Von den Invaliden des Port-Arthur-Geschwaders bleiben noch die Linien Schiffe Poltawa und Sewastopol übrig. An Panzerkreuzern verfügt Rußland nur über den Bajau, die Rossija vom Wladiwostok-Geschwader und den Admiral Machimow. Diesen Schlachtschiffen stehen auf japanischer Seite gegenüber die vier erstklassigen Linien Schiffe Mikasa, Asahi, Fuji und Schikishima. Ausgeschieden sind im Laufe des Krieges Hatsuse (vor Dalni gesunken) und Tschima (gleichfalls auf eine Mine gelaufen und verloren gegangen bzw. schwer havariert). Zu diesen vier erstklassigen Linien Schiffen tritt ein zweitklassiges, der ehemals chinesische Panzer Tschinjuen; gegenüber unsern Linien Schiffen Oslabja und Pobeda kämen als gleich stark etwa die beiden neuen stark armierten Panzerkreuzer Nishin und Kasuga in Betracht. Demnach verfügten wir an Linien Schiffen nur über eine Majorität von einem Fahrzeug. Wohl zu berücksichtigen ist indes die erhebliche Überlegenheit der Japaner an wehrhaften Panzerkreuzern; dem Bajau und der Rossija gegenüber stehen die Asama, Tokiwa, Idzumo, Swate, Abzuma und Sakuma, lauter erstklassige Schiffe. Nicht zu verachten, namentlich für die Verwendung als Blockadeschiffe, sind die beiden alten Panzer Tsubo und Heiyuen, sowie die drei mit je einem großen Geschütz ausgerüsteten Kreuzer Matsushima, Hachidate und Itsubushima, denen seit geraumer Zeit der Wachtdienst von Port-Arthur obliegt, während die Linien Schiffe der Japaner für ihre spätere Verwendung auf den Ellior-Inseln geschont werden.

Die für den Aufklärungsdienst so besonders wichtige Waffe kleiner schnellerer Kreuzer ist bei uns nur gering vertreten; unser bestes Schiff in dieser Beziehung, der Askold, ist in Schanghai entwaftet, und der Nowik ist auf Sachalin gestrandet, gegenwärtig aber wieder flott gemacht. Auf dem Kriegsschauplatz stehen uns zurzeit noch die Pallada, Diana und Bojarin zur Verfügung. Admiral Roshestwenski schließlich führt mit sich die vier Kreuzer Aurora, Dleg, Sumrud und Shemtschug. Der fünfte Kreuzer, Almas, verfügt über geringere Geschwindigkeit und Armierung. Endlich kommt noch der Kreuzer Dimitri Donstoj hinzu. Diesen Kreuzern stehen folgende japanische gegenüber: Chitose, Takashito, Naniwa, Akashi, Suma, Kasagi, Takasagi, Mitafushima, Mitaka, Tsushima, Takao, Mufaschi, Yamato, Katsuragi, Izumi, Otawa, Tschihaja, Tsujima, Tenziv, Tsukushi, Kaimon. Erstklassiges Material hiervon sind die Schiffe Chitose, Kasagi, Takasagi, Mitaka, Tsushima, Suma und Akashi. Nicht ganz modern, aber immerhin noch im Besitz eines mit zu beachtenden Wertes als Aufklärungsschiffe sind Mitafushima, Naniwa und Takashito, und die weit kleineren Kreuzer vom Dshimatyh usw. Jedensfalls sind in der Kategorie der kleinen Kreuzer die Japaner uns überlegen; dasselbe trifft schließlich zu von den

Ranonenbooten, die als Gefechtschiffe bekanntlich nur unter gewissen Bedingungen in Frage kommen, und schließlich auch von den Torpedobooten; bei letzteren würde allerdings die japanische Überlegenheit, wenn Admiral Koshhestwenski seine Torpedoflotte vollständig nach Asien bringt, ausgeglichen werden. Nun kommt aber noch bei der Vergleichung der beiderseitigen Seestreitkräfte hinzu, daß die Schiffe des Admirals Koshhestwenski, wenn sie auf dem Kriegsschauplatz erscheinen, eine lange Fahrt hinter sich haben, auf welcher sie natürlich infolge der Beanspruchung der Kessel und Maschinen usw. mehr oder minder reparaturbedürftig sein werden. Im Gegensatz dazu haben die Japaner Muße gehabt, ihr gesamtes schwimmendes Material auf den Empfang der unsern vorzubereiten.

Zuschrift an die Redaktion.

Hochgeehrter Herr Redakteur!

Bitte, gönnen Sie diesen paar Zeilen im „Klemens“ ein Plätzchen. Es handelt sich um eine kleine Richtigstellung des Artikels: „Von Saratow nach Theodosia,“ wo unter anderem gesagt ist: „der Liebhaber-Chor von Talta hat gezeigt, daß er Großes leisten kann.“ Der hochgeehrte Herr Verfasser möge gütigst entschuldigen, daß ich so frei bin und um Richtigstellung jenes Satzes bitte. Ehre, wem Ehre gebührt! Die Sache verhält sich nämlich so, wie ich schon in meiner Korrespondenz aus Talta vom 19. August laufenden Jahres sagte, daß am Tage der Einweihung der Kirche in Talta von dem Simferopoler Kirchenchor die Messe zum heil. Joseph von Schweizer gesungen wurde. Am folgenden Tage führte derselbe Chor beim Hochamte die Messe von Zangle op. 29 auf, welche ebenfalls ganz großartig vorgetragen wurde.

Möge die Kirche von Talta recht bald einen solchen leistungsfähigen Chor, wie der Simferopoler ist, bekommen; am Tage der Kirchweih fehlte ihm derselbe noch gänzlich. In Bälde wird er wohl das nicht bieten können, was der Simferopoler Chor gab; denn „gute Sache braucht Weile!“

Ich fühle mich aus Dankbarkeit zur Berichtigung zitierten Satzes verpflichtet, weil ich die Reise von Simferopol nach Talta in Gesellschaft des genannten Chores machte und zwar auf Kosten desselben, wenn auch mit Beschwerden: wir waren im ganzen 15 Personen auf einem Wagen und mußten uns bequemen, wie die Heringe in der Tonne. Jedoch die prachtvolle Kirche, die erhebende Feier des heil. Meszopfers, der herrliche Gesang — alles dieses hat die ausgestandenen Beschwerden reichlich aufgewogen.

Augenzeuge.

Krim, Gouv. Taurien, den 11. Nov. 1904.

Korrespondenz.

Pfeifer, Gouv. Saratow, 20. November 1904. Die Herren Lehrer der russischen Sprache in der hiesigen Gemeindeschule — es sind ihrer drei — haben sich in Kopf gesetzt, den Küster Joseph Baier (Religionslehrer und Lehrer der deutschen Sprache), welchem die Gemeinde vertragmäßig als Quartier zwei Zimmer in den Räumen des Schulgebäudes angewiesen, aus einer dieser Wohnungen zu vertreiben. Nach der Herren Lehrer Begriffen haben nur sie, die Lehrer der russischen Sprache, und kein anderer, von der Gemeinde Angestellte das Recht, Wohnungen bei der Schule einzunehmen. Daß diese Auffassung der Herren Lehrer auf grundfalschen Begriffen beruht, möge folgende Beweisführung erläutern. Das Schulhaus ist ein zweistöckiges Gebäude, und es ist Sache der Gemeinde zu bestimmen, welcher Raum desselben namentlich als Schulzimmer und welcher zu Privat Zwecken benutzt werden soll; so konnte z. B. die Gemeinde den ersten Stock zu Handlungsbuden u. dgl. m. verpachten, und die Lehrer hätten kein Wort darenin zu reden. Ferner, bei Übergabe der deutschen Schulen an das Ministerium der Volksaufklärung bestimmte die Gemeinde Pfeifer den anzustellenden Lehrern ein gewisses Gehalt, wobei ein Teil desselben ausschließlich als Quartiergeld bezeichnet wurde. Eine Abänderung dieser Bestimmungen kann also nur auf dem Wege einer gütlichen Vereinbarung und nicht durch einen Gewaltakt angestrengt werden. Der Küster Joseph Baier dagegen erhielt für seine Dienstleistung als Organist und Küster in der Kirche

von der Gemeinde freie Wohnung, bestehend aus zwei Zimmern bei der Schule, wogegen er, der Küster, die Verpflichtung übernahm, die Schule zu reinigen, heizen u. dgl. mehr Einrichtungen bei der Schule zu leisten. Man sollte nun meinen, daß in Anbetracht einer solch deutlichen Verabredung Mißverständnisse ausgeschlossen seien; doch dem ist nicht so. Die Herren Lehrer stellten durch ihren Parlamentär an den Küster die Aufforderung, eines seiner Wohnzimmer angeblich für die Schule zu räumen, widrigenfalls er, der Küster, durch den Pristaw werde hinausgeworfen werden. Küster Baier, in der Tugend der Friedfertigkeit besser geübt als die Lehrer, willfahrte der Aufforderung derselben und räumte das bezeichnete Zimmer. Allein, durch das Eingreifen der Lehrer in der Gemeinde Rechte ward die Eigenliebe der Gemeinde in ihrer Grundfeste verletzt. Wohlbewußt des Rechtes, daß die Gemeinde für das Schulwesen in materiell-ökonomischer Beziehung das entscheidende Organ bildet, hat sie, die Gemeinde, bei der unlängst abgehaltenen Versammlung den Entschluß gefaßt, um Beseitigung der Lehrer wegen Anmaßung ihnen nicht zustehender Befugnisse bei der Schulobrigkeit einzutreten. Alles Sträuben des örtlichen Dorfsältesten gegen eine solch energische Maßnahme der Gemeinde blieb erfolglos: der Beschluß mußte abgefaßt werden und wurde einstimmig unterschrieben, wobei jedoch infolge unermüdlichen Abstrahens seitens des Dorfsältesten einstweilen nur um Beseitigung des einen der Lehrer nachgedacht wurde.

Es wirft sich einem nun unwillkürlich die Frage auf, warum die Herren Vertreter der Volksaufklärung die Gemeinde in fraglicher Sache so leichtsinnig ignorieren und ob sie durch ihr factloses und skandalöses Auftreten der guten Sache irgendwelchen Nutzen bringen? Keineswegs! sie haben sich vielmehr dadurch bei der Gemeinde verhaßt gemacht und sich der Notwendigkeit ausgesetzt, schneller Reißaus zu nehmen, da, begreiflicherweise, angesichts der so schlagenden einstimmigen Entscheidung der Gemeinde: „Weg mit den Lehrern!“ die Lehrer wohl selber keine Lust mehr haben werden, noch fernerhin in Pfeifer als Lehrer zu verbleiben.

N. N.

Prischib, Gouv. Taurien, 20. Nov. 1904. Ein trauriger Vorfall ereignete sich in der Kolonie Prischib. In der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober wurde ihr Pastor, die Frau des Pastors und deren Tochter ermordet. Die Magd des Pastors, welche ihr Leben noch gerettet hat, wurde schwer verwundet. Der 72 Jahre alte Pastor erhielt 22 Wunden, welche ihm mit einem Stemmeisen beigebracht wurden. Die Beine der Unglücklichen waren gebrochen und verstoßen. Der Pastor und die Tochter waren sogleich tot, die Frau des Pastors lebte noch ungefähr 2 Stunden. Nach Aussage der Magd waren 4 Mörder eingebrochen.

Konstantin Herb, Lehrer zu Juriental.

Karlsruhe, Gouv. Cherson, 20. November 1904. Traurige Erscheinungen im Leben unserer Kolonisten sind es, die ich Dir, lieber Klemensleser, heute schildern will. Am Sonntag, den 14. Nov. versammelten sich große Burschen hier in einem Hause, die „Kerwe“ zu halten, d. h. zu tanzen und anderen Unfug zu treiben. Der Eintritt ins Tanzlokal war nicht jedem gestattet. Das brachte diejenigen, die draußen bleiben mußten so in Wut, daß sie auf einen, der von drinnen herauskam mit einem Prügel so unsanft schlugen, daß er besinnungslos nach Hause gebracht werden mußte. Die Hiebe fielen hauptsächlich auf den Kopf, so daß dieser ganz verschollen ist. Die Betäubung war so stark, daß der Unglückliche erst nach 6 Tagen beichten konnte. Das ist ein Fall, der wieder so handgreiflich die Rohheit, Ausgelassenheit und Gottvergessenheit unserer Jugend beweist. Wenn sie die Fenster Scheiben einwerfen, die Keller ausräumen und dergleichen Unfug treiben, so könnte man darüber noch immerhin schweigen, aber mit Menschenleben so umzugehen, das ist zu stark; aber doch noch nicht stark genug die Eltern aus ihrem Schlafe zu wecken, daß sie ihre Söhne in strengere Zucht nehmen.

d'Espérance.

Mukden, 7. November 1904. Den wiederholten Bitten vieler meiner Kameraden nachgebend, habe ich mich entschlossen, unsern teuren Freunden, Verwandten und Bekannten durch den „Klemens“ dann und wann ein Lebenszeichen von uns zu geben.

Liebe Freunde! wir meinen, es gereiche Euch zum Trost, wenn Ihr zuweilen ein paar Zeilen von uns zu lesen bekommt.

Wir bitten daher, den „Klemens“ zu bestellen, manches Brieflein wird in Zukunft darin erscheinen.

Wir sind der 1. Brigade der 14. Division zugezählt und verließen am 20. September Rischinew. Bis zum 31. Oktober fuhren wir per Bahn, worauf wir 11 Werst zu Fuß gehen mußten. Hier schlugen wir neben einem Verbandplatz (перевязочный пункт) unsere Zelte auf und übernachteten. Ich besuchte ein Krankenhaus, doch war es mir unmöglich, lange darin zu verweilen: Welch ein Jammer! da lag einer ohne Arme, dort ein anderer ohne Augen, ein dritter hatte ein Glied gebrochen. Wir befanden uns zwei Werst von Mukden und froren ungemein; die ganze Nacht wurde ein Feuer unterhalten, woran sich die Soldaten erwärmten. 20 Werst von Mukden waren die unsern, und 4 Werst von ihnen hatte der Feind Stellung genommen. Man hörte es donnern und blitzen, daß es ein Schauer war. Den andern Morgen ging es nochmals 11 Werst zu Fuß weiter, und jetzt stehen wir 8 Werst von Mukden in einem Chinesendorfe. Sämtliche Weiber haben das Dorf verlassen, und nur einige wenige männliche Personen sind noch zurückgeblieben.

Die Lebensmittel sind so teuer, daß man sich nichts kaufen kann. Unterwegs zahlte man für ein Pfund Zucker 30 Kop., in Mukden aber kostet es 70 Kop., Wurst und Fleisch 50—60 Kop., Brot 15 Kop., Tee 80 Kop. — 1 R. 50 Kop. das Pfund. Auf dem Wege von Bessarabien nach Ufa waren die Preise für Lebensmittel noch mäßig; aber von Ufa an wurden sie immer teurer, so kostete z. B. das Brot auf dem Wege auch 10 Kop. pro Pfund; hier nun ist es um keinen Preis zu haben. Die Soldaten befinden sich unter freiem Himmel, einige haben noch einen Stall, andere graben sich Löcher und decken sie mit Grund, andere wiederum liegen in ihren Zelten. Vorkäufig ist es noch nicht sehr kalt; Schnee ist noch keiner gefallen; unterwegs trafen wir jedoch in einigen Gouvernements viel Schnee.

Den 3., 4., 5. und 6. hörte man deutlich, daß geschossen wurde. Der Feind ist 30 Werst zurückgewichen: man sagt, er habe gehört, daß das 8. Korps angerückt ist.

Gestern fuhr Generaladjutant Kuropatkin an uns vorbei. Sein Diener, der ihn begleitete, erzählte uns, daß unsere Kosaken den Japanern 20 Geschütze wegnahmen.

Ungefähr den 20. November wird unser Korps in Stellung treten und die rechte Flanke unserer Truppen ablösen.

Grüßend und um Euer Gebet bittend, verbleibe Euer ergebener Freund
Ferdinand Geiß.

Mukden, 6. November 1904. Ich sende allen Verwandten und Bekannten einen herzlichen Gruß aus der aktiven Armee. Bin frisch und gesund.
Joh. Hardorf.

Aus Welt und Kirche.

Saratow. In der Residenzstadt hat am 20. Nov. eine Beratung über das in Vorschlag gebrachte Gewerbesteuergesetz stattgefunden. Mitglieder der Beratung waren Beamte aus dem Finanzministerium und Vertreter der Steuerzahler. Sehr lebhaft wurde die Frage erörtert, ob die Steuerzahler in den Steuerbehörden ihre Vertreter erhalten sollen oder nicht. Die Beamten waren gegen die Vertretung. Sie behaupteten, daß durch die Vertreter der Steuerzahler nur unliebsame Schleppeien entstehen würden, da die Vertreter zu den Beratungen der Steuerbehörden nicht pünktlich erscheinen würden, was die Vertagung der Bestimmungen zur Folge haben müßte. Die Vertreter der Steuerzahler wiederlegten ganz leicht diesen Einwand, indem sie darauf hinwiesen, es sei nur notwendig zu bestimmen, daß die Entschlüsse der Beamten rechtskräftig seien, falls die Vertreter der Steuerzahler zu den Beratungen auch nicht erscheinen sollten. Auf diese Weise wird das eigene Interesse die Vertreter der Steuerzahler zwingen, an den Beratungen regen Anteil zu nehmen. Darauf konnten die Beamten nichts erwidern, blieben aber trotzdem bei ihrer Meinung. Die endgültige Entscheidung hängt nun von der höheren Obrigkeit ab.

Bur Ausbreitung der Cholera.

Von der Allerhöchst niedergesetzten Kommission zur Verhütung der Pest wird veröffentlicht, daß die Cholera im Kaukasus

in der Woche vom 3. bis 9. November bedeutend zugenommen hat, wobei neuerdings Erkrankungen im Gouv. Tselisawetpol und in der Stadt Tiflis beobachtet wurden. Als Ursache der Verstärkung der Cholera im Kaukasus ist die Rückkehr der Arbeiter aus Persien zu betrachten, die die Verbreitung des Ansteckstoffes förderten, da unter ihnen hauptsächlich die bedeutende Mehrzahl der Erkrankungen wahrgenommen wird. Die größte Anzahl der Erkrankungen kam im Gouv. Erivan vor, wo 522 Erkrankungen und 342 Todesfälle stattfanden. Innerhalb des Gouv. Baku wurden 37 Cholerafälle wahrgenommen. In der Stadt Baku erkrankten vom 3.—9. November 27 und starben 8 Personen. Im Kreise Sansejur, Gouv. Tselisawetpol, wurden 10 Cholerafälle festgestellt, während in der Stadt Tiflis am 6. November 3 Erkrankungsfälle vorkamen, davon 2 örtliche Einwohner und 1 aus Alexandropol Zugereister. Im Gouv. Astrachan erkrankten 11, starben 5 Personen, und in der Stadt Astrachan 3 bezw. 1. — Im Gouv. Samara kamen nur vereinzelte Erkrankungen vor: im Kreise Nikolajewsk—9, Nowoufenj—3 und Busuluf—1. Im Gouv. Saratow wurden in der Stadt Saratow—1, in Zarizyn—9 und in Ramyschin—2 Cholerafälle wahrgenommen, während aus dem Kreise Wolok—23 Erkrankungen und aus dem Kreise Saratow—1 Erkrankung gemeldet wurden. — Im Transkaspische Gebiet beschränkte sich die Cholera auf die Serachische Pristawtschaft, wo vom 3.—8. November 25 Personen erkrankten und 13 starben.

Die Zahl der Katholiken in Rußland.

Aus einer Berechnung des katholischen Wohltätigkeitsvereins in Petersburg für 1905 ist ersichtlich, daß die zwölf römisch-katholischen Diözesen in Rußland aus 2710 Gemeinden bestehen mit 4000 Priestern und 12,102,479 Gemeindegliedern. Davon entfallen 7 Diözesen mit 1647 Gemeinden und 7,356,556 Gemeindegliedern auf das Jartum Polen. Das Erzbistum Mohilew zählt 998,670 Gemeindeglieder, 228 Kirchen und 358 Priester; die Diözese Wilna — 1,379,318 Gemeindeglieder, 236 Kirchen und 392 Priester; die Diözese Kowno — 1,254,540 Gemeindeglieder, 218 Kirchen und 624 Priester; die Diözese Lutz-Schitomir — 750,082 Gemeindeglieder, 242 Kirchen und 306 Priester; die Tiraspoler Diözese — 363,318 Gemeindeglieder, 134 Kirchen und 197 Priester.

Die russischen Klöster und der Krieg.

Die „Wost. Obozr.“ schreibt: Das Innozentiuskloster weigerte sich, Verwundete in sein neues Gasthaus aufzunehmen, und stellte zu diesem Zweck sein altes Gasthaus zur Verfügung. Die Unterhandlungen mit dem Fürst Wladimir-Kloster wurden abgebrochen, weil das Kloster für die Vermietung seiner Räumlichkeiten eine zu hohe Pachtsumme beanspruchte. Nur das Snamenski-Konnenkloster trat den Verwundeten seine besten Räumlichkeiten für eine recht mäßige Summe ab.

Vergiftung durch Kartoffeln.

In Babanice erkrankten plötzlich, nach einer Mitteilung der „Lodz. Zeit.“, alle Glieder einer Familie namens Nowak. Es wurde sofort der dortige Arzt Herr Dr. Eduard Ostanievicz herbeigerufen, welcher feststellte, daß die Erkrankung infolge Vergiftung durch den Genuß von Kartoffeln, die in einem Laden eines gewissen Jakob Stys gekauft worden sind, eingetreten ist. Die in dem genannten Laden noch vorgefundenen Kartoffeln wurden zur Analyse ins Laboratorium des Herrn Dr. Serkowski nach Lodz geschickt, woselbst man feststellte, daß die Kartoffeln ein durch ihre Reimung hervorgerufenes Quantum von Solanin enthielten, welches durch den Genuß vergiftend gewirkt hat.

Die größte katholische Kirche.

Der „Information“ wird aus Amerika mitgeteilt, daß New-York die größte Kirche der ganzen Welt erhalten wird. Diese Kirche soll 176 Meter lang werden, während die St. Paulskirche in London nur 152 Meter in der Länge mißt; die Höhe soll 145 Meter betragen gegen 132 Meter der Peterskirche in Rom und 110 Meter der Paulskirche in London. Die Schönheit dieser New-Yorker Kathedrale wird die jener beiden Rivalen in den Schatten stellen. Zum Beweis dafür nennt man als Baukosten die Summe von 125 Millionen Franken, während die St. Pauls-

Kirche in London nur 18½ Millionen Franken kostete. Der größte Teil der Kosten verteilt sich auf Skulptur, Fresken, Fenster, Mosaiken und andere Prunkstücke. Ein kanadischer Franzose, der Domherr Bouillon, hat den Plan zu dem gigantischen Bau entworfen, der den Namen Sophienkirche führen soll. Einem Journalisten machte der Domherr mit größter Begeisterung noch folgende weitere Angaben: Die Kathedrale wird sich sowohl durch ihre Schönheit wie durch ihre Größe auszeichnen. Vom architektonischen Standpunkt aus wird sie vollkommen sein und deshalb schöner als die Sophienkirche in Konstantinopel, die Paulskirche in London und die Peterskirche in Rom. Der Stil wird der modernen katholischen Kirchen sein, ohne Anlehnung an den byzantinischen. Die Kirche wird das höchste Bauwerk von New-York werden und 66,000 Menschen fassen können.

Das Kind mit dem Cyclopedenauge.

In der „Münch. Medizin. Wochenschrift“ erzählt ein Arzt aus Ulm aus seiner Praxis folgenden sonderbaren Fall: Kam da ein Kind zur Welt, das ein einziges Auge, und zwar mitten auf der Stirn, hatte. Genau in der Mitte saß ein merkwürdig geformtes Auge, während an den normalen Stellen, die bei uns der Sitz der Augen sind, nicht eine Spur eines Auges zu sehen war.

Die Lidspalte dieses einzigen Auges war raumförmig mit zwei seitlichen und einem oberen und unteren Winkel. Am Grunde der Lidspalte befand sich ein Augäpfel, der eigentlich aus zwei zusammengewachsenen Augäpfeln bestand. Die Verwachsungslinie der beiden Augäpfel war lediglich durch eine feichte Furche angedeutet. Auf den Händen der Lidspalte waren Wimperhaare vorhanden. Der Augäpfel hatte zwei Pupillen. Eine einzige knöchernen Augenhöhle, die der Mitte des Stirnbeines angehörte, umschloß das eigenartige Augenbild.

Außer dieser Mißbildung, die in der Medizin als „Cyclopeden“ bezeichnet wird, zeigte das Kind aber noch eine andere seltsame Abnormität: an der Stelle, wo sich normalerweise die Nase befindet, war eine platte Fläche; dafür befand sich einen Zentimeter über dem Auge ein kleines, häutiges, weinglasförmiges Anhängsel, welches nichts anderes darstellte als — die häutigen Bestandteile einer Nase. Irrend ein Knochengestüst der Nase war nicht zu konstatieren. Das Kind hatte also ein einziges Auge mitten auf der Stirn und ferner eine Nase, die sich über dem Auge befand und zudem nur aus Haut bestand.

Die Mißgeburt war 51 Zentimeter lang und blieb 43½ Stunden am Leben. Da die Nase fehlte, erfolgte die Atmung nur durch den Mund.

Welt und Glaube.

Eine Erzählung von F. v. S.

(Schluß.)

Im Spital der Barmherzigen Brüder.

In einem großen mit Kranken gefüllten Saale liegt ein junger Mann in glühenden Fiebersitzen. Sein Geist ist umnachtet, und was er spricht, klingt bald wie Klage und Verzweiflung, bald wie Reue, Bitte, ja wie Gebet!

Tiefend von Nässe hatte man ihn bewußtlos in einer Gasse der Vorstadt auf dem Boden liegend gefunden und ihn in das Spital gebracht, das ihn liebevoll aufnahm und verpflegte.

Ein heftiger Gehirntypus hatte ihn befallen, gewaltige Aufregungen seine Nerven aufs äußerste gereizt, seine Sinne verwirrt.

Die bei ihm vorgefundenen Papiere gaben manchen Aufschluß über seine Persönlichkeit, welcher durch seine Phantasien teils erweitert, teils aber auch verwirrt wurde.

Nun sprach er von weitgreifenden Plänen, um dann sofort in den Ton eines bittenden Kindes zu verfallen; jetzt scheint er am Spieltische zu sitzen und gierig nach den Goldstücken, die auf dem Tische in großen Haufen liegen, zu schauen, nun faltet er bittend die Hände und fleht um Verzeihung, um im nächsten Augenblicke in Ausbrüche wilder Verzweiflung zu verfallen. Dann ist's wieder, als käme plötzlich tiefer Friede über seine Seele, sein Auge leuchtet, seine Arme breiten sich weit aus, als wollten sie etwas Heißersehntes umfassen, dazwischen dringt wieder ein schriller Schrei

voll Angst und Entsetzen — dann liegt er regungslos mit glühendem Angesichte und starren Augen in den Kissen!

In seinen Delirien hatte er viel von seiner Gattin gesprochen, so daß es möglich war, sie von dem Aufenthaltsorte und Zustande Frißmanns in Kenntnis zu setzen.

Rosa erschrad auf den Tod, und dennoch dankte sie Gott. Vielleicht schenkte ihr Gott die Gnade, der rettende Schutzengel des Unglücklichen zu sein. Und sollte sie dabei auch neue Opfer bringen, neue Tränen weinen müssen: sie schreckte davor nicht zurück, galt es doch, eine heilige Pflicht zu erfüllen.

In Wien angekommen, sorgte sie vor allem für die Überbringung des Kranken in ein eigenes, mit allem Nötigen ausgestattetes Zimmer; dann drang sie darauf, daß man ihr die Pflege des Kranken überlasse. Den Vorstellungen, wie sehr sie dadurch die eigene Gesundheit gefährde, setzte sie die bestimmte Erklärung entgegen, sie würde sich schämen, aus feiger Furcht ihren armen Gatten in den Tagen des Leidens zu verlassen; rufe sie Gott heim, so wolle sie wie ein Soldat auf dem Schlachtfelde sterben.

So saß sie denn Tag und Nacht wachend und betend und sorgend und pflegend neben dem Kranken, angstvoll seinen Fieberphantasien lauschend, denen sie manches düstere Geheimnis aus dem Leben des Gatten entnahm. Sie litt dabei tief und schwer; aber keine Klage kam über ihre Lippen. Ihre Kraft und ihr Trost war das Gebet.

Und die Hoffnung!

Gab es den nicht im wirren Fiebertraume auch Momente, an denen sich Rosas müdes Herz ausruhen und aufrichten konnte? Wie glänzten ihre rotgeweineten Augen vor hoffender Freude, wenn der Kranke mit milder Stimme zu beten begann, gleich als kniete er wie in den Zeiten schuldbloher Kindheit neben seiner seligen Mutter im heimatlichen Gotteshaufe! Und wie hefte und zitterte ihr viel und schwer geprüftes Herz, wenn der Kranke in seinem Traumleben ihren Namen nannte und dabei bittend die Hände faltete, als wollte er Verzeihung für bitteres Weh erflehen!

Bange Wochen vergingen. Der Arzt selbst schwankte lange zwischen Furcht und Hoffnung; endlich neigte sich das Bünglein entschieden der letzteren zu.

„Noch eine gute Nacht,“ sprach der Arzt mit warmer Teilnahme, der froh aufatmenden, schwerkgeprüften Frau die Hand reichend, „und Ihr Gatte ist Ihnen wiedergegeben.“

Und die entscheidende Nacht kam.

Rosa lag auf den Knien, den Himmel um Gnade und Erbarmung bestürmend.

Matt brannte das Öllicht, seinen zitternden Glanz über das Gemach ausgießend. Mitternacht war längst vorüber; schon dämmerte der Morgen in blassem Lichte.

Langsam schlug der Kranke die Augen auf; sie blickten klar und ruhig, aber voll Staunen und fragender Verwunderung.

„Wo bin ich?“ fragte er leise. In demselben Augenblicke erschauete er seine kniende betende Gattin.

„Rosa!“

Das Klang wie Freude und Schmerz, wie Jubel und schuld-schweres Bekenntnis zugleich.

Das glückliche Weib warf sich in ihrer überwallenden Freude über den Wiedergesunkenen; doch schnell faßte sie sich, der Schonung des teuren Lebens gedenkend.

„Joseph, ich habe Dich wiedergefunden!“ rief sie, ihre Hand in seine Rechte legend. „Das hat Gott getan!“

„Rosa — Du — Du — hier?“

Sie küßte seine Stirne.

„Und so gut, so unsäglich gut und barmherzig!“ sprach er leise und leiser — und schlief sanft ein.

Mit zurückgehaltenem Atem beugte sie sich über ihn, um in sein Antlitz zu schauen. Die Furchen schwerer Leiden darin hatte der Friede einer genesenden Seele verklärt.

Die Tage wuchsen und mit ihnen die Hoffnung, Freude und Seligkeit! Noch war kein Wort gefallen, das der Vergangenheit gedachte; und wenn der Kranke mit fragendem Blicke nach seiner Gattin schaute, dann küßte sie die bange Sorge milde von ihm weg und sagte: „Draußen will es Frühling werden und im Herzen drinnen auch. Und wenn die Schneeglöcklein den Lenz einläuten, dann wird auch für uns ein neues Leben erwachen.“

Beitgemäß.



Politik in der Kinderstube. „Du, wenn ich bestimmt wüßte, daß Papa eine wohlwollende Neutralität beobachtet, so gäb' ich Dir jetzt eine Riesenwatsche!“

Der Arzt reichte zufrieden lächelnd dem Genesenen die Hand. „Ich kann Ihnen nichts Angenehmeres sagen,“ scherzte er, „als daß wir geschiedene Leute sind. Sie bedürfen meiner nicht mehr. Ziehen Sie nach dem Süden und trinken Sie an seiner warmen Brust volle Genesung. Gott sei mit Ihnen! Und nun noch eine Bitte! Man sagt, Gott habe jedem Menschen einen Engel gegeben. Es ist ein schöner, tröstender Gedanke, bei Ihnen ist er volle, greifbare Wahrheit. Sie haben einen Engel an Ihrer Seite, halten Sie ihn hoch und teuer — es ist Ihre Gattin!“

Und wieder sind sie tief unten im Süden.

Während nordwärts der Berge der Frühling mit zarter Hand die ersten Fäden zu seinem bunten Gewebe spinnt, hat er es südwärts bereits in voller Pracht über Berg und Tal ausgebreitet.

Dort in dem stillen Hause in Gries bei Bozen haben die Wiedergefundenen ihr Heim gebaut. Der alte Bauer rückt den breitkrämpigen Hut von einer Seite nach der andern und lacht und lacht immer wieder. Er hat die arme Frau so viel und bitterlich weinen sehen, und nun, da ihr Auge wieder glücklich leuchtet, kann er sein eigenes Glück nicht in der Brust, so weit und breit sie auch ist, verbergen.

„Vergelt's Gott tausendmal,“ ruft er mit seiner mächtigen Stimme, „daß alles wieder recht und gut geworden ist! Hat schlimm genug ausgesehen; und du, mein lieber Herrgott, fast habe ich gemeint, es käme in mein Haus ein Sarg, und in den Sarg Euer Weib, Herr Frischmann. Was die geweint und gebetet und gelitten hat, das weiß unser Herrgott im Himmel droben! Aber 's ist alles zum Guten gewendet. Das kann nur unser Herrgott, verstanden, Herr Doktor, unser lieber Herrgott, und kein anderer, und wenn er auch meint, er sei so klug und studiert, daß er das Gestein wachsen hört.“

Ein milder Frühlingsabend war es. Weichblau war der Himmel und weichmild die Luft. Mandeln und Kastanien, Apfel- und Pfirsichbäume blühten und dufteten, daß die Wellen der Wohlgerüche die Luft durchzitterten. Auf den Bergen wob der Lenz um den Wald einen weichen grünen Schleier, und tausend fröhliche Vogelheulen sangen den jungen Blumenherzen ein traumschweres Schlummerlied.

Frischmann und seine Gattin saßen in Gedanken und in das Anschauen der wunderbar herrlichen Natur versunken in der Gartenlaube.

„Ich habe Dir viel zu bekennen,“ sprach der Doktor wehmütig, „und ich finde keine Ruhe, bis ich Dir nicht alles erzählt habe und Du mir verzeihen hast.“

Und er erzählte, seiner nicht schonend, seine Irrgänge, seine törichten Hoffnungen, seine verzehrenden Leiden.

„So hatte mich mein Glend bis zum äußersten getrieben!

Verzweifelt stand ich am Rande des Stromes — einen Augenblick kämpfte in mir Glaube und Unglaube, der letztere siegte — die Welt und mich selbst verwünschend, stürzte ich mich in die kalten Fluten. — Da trat Dein Bild vor meine Seele. Ich verlangte zu leben und rang mit dem Tode. Es rang sich ein Gedanke wie flehendes Gebet von meinen Lippen, noch hatten mich die Wogen nicht in die Tiefe gezogen; ich ruderte und schwamm; ich stieß, nach dem Ufer trachtend, an eine Wurzel, das knorrige Holz stählte in mir Mut und Kraft, ich rang mich empor — ich hatte wieder festen Boden unter meinen Füßen, ich küßte die Erde! Ich hatte nur mehr einen Gedanken: ich wollte Dich noch einmal sehen, alle meine Verirrungen in Deine Seele in reumütigem Bekenntnisse niederlegen, von Deinen Lippen und aus Deinen Augen erbarmende Verzeihung empfangen. Und kannst Du verzeihen? Rosa, ist es Wahrheit, was eine fromme Legende über die von Gott dem Weibe in hervorragendem Grade verliehene Gabe der Barmherzigkeit erzählt, so laß es mich in dieser Stunde, laß es mich jetzt erfahren, daß auch Dein schönstes Erbe, daß auch Dein größter Reichtum die Barmherzigkeit ist! Sage mir, daß Du verzeihen kannst; vergessen sollst Du so wenig, was ich gefehlt, als ich es je können werde; aber Dir soll das Rückwärtsdenken ein unverfälschter Quell der Liebe, mir ein solcher tieferer Neuen sein. Es gab auch für mich eine Zeit, da ich glaubte, Gott könne mit unserer armseligen papierenen Weisheit aus der Welt und den Menschenherzen vertrieben werden; es gab eine Zeit, wo ich mir und anderen ein Glück aufbauen wollte, das nur in den Genüssen der Welt und in der Verläugnung eines Jenseits bestand; ich träumte davon, wie ich mit jedem Worte, das ich schriebe, daran arbeiten wollte, den Wahn des alten Gottesglaubens aus den Herzen der Menschen zu stehlen, die Kirche und ihre Diener zu verächtigen, das Evangelium der reinen Menschlichkeit zu predigen — diese unglückliche Zeit ist vorbei — ich habe schwer gefehlt und ich will sühnen!“

Rosa legte ihre Hand auf des Gatten Haupt.

„Und wie willst Du das tun?“

„Ich will von nun an nur mehr der Wahrheit Zeugnis geben; ich will mit meiner Feder und mit meines Geistes Kräften im Dienste Gottes tätig sein; ich will dem Volke Tag um Tag zurufen: Hüte dich vor den falschen Propheten, die deinen Glauben untergraben und deine Sitten verderben. Sei kein Verräter und kein Judas an deiner eigenen Seele, indem du täglich gedrucktes Gift um ein paar Pfennige in dein Haus schaffest, an welchem du und deine Familie langsam dahin siehet. Ich war entschlossen, als Saulus die Kirche Gottes zu verfolgen, und kann ich auch kein Paulus sein, der Großes in ihr und für sie tut, so will ich doch tun, was ich vermag. Dies sei meine Sühne!“

„Gott segne Deinen Entschluß,“ sprach betend Rosa, „nun bin ich glücklich — nun kann ich's sein!“

Das große Vermögen war allerdings arg zusammen geschwunden; allein Rosa zögerte nicht einen Augenblick, das väterliche Erbe, das ihr ausschließliches freies Eigentum war, in die Hände des wiedergefundenen Gatten zu legen.

Was aber an Mammon verloren war, das hatten beide an Friede und Freude wieder gefunden. Und die Liebe, die einst so arm und so wund und so voll Kummer und Leid gewesen war, lebte neu und froh wieder auf.

Um dann erst recht vergeistigt zu werden!

Denn als die Weihnachtsglocken wieder klangen, war Rosa gestorben, ein glückliches Lächeln auf den eingebrochenen Wangen.

An ihrem Grabe hat Frischmann wieder warm beten und demütig glauben gelernt. Von da weg führte ihn sein Weg nach Rom und nach weiteren vier Jahren als Missionär über das Meer als Boten des Glaubens.

A l l e r l e i.

Etwas umständlich. Arzt: „Die Geschwulst an Ihrem Genick ist nicht gerade gefährlich, aber ich gebe Ihnen doch den guten Rat, sie nicht aus den Augen zu lassen!“

Aus dem Gerichtssaal. Richter (zum Zeugen): „Ist Ihnen von der Prügelei auch etwas zu Ohren gekommen?“ — Zeuge: „Ja wohl, Herr Richter, ein paar Ohrfeigen!“

Aus der Klinik. Professor: „Der Patient hier hat, wie Sie sehen, ein langes und ein kurzes Bein: er hinkt infolgedessen. Was würden Sie wohl in solch einem Falle tun?“ — Kandidat: „Auch hinken.“

Übertrumpft. Doktor (zu einem Maler): „Ihr habt's bequem: wenn Euch ein Bild mißfällt, kragt Ihr es ohne weiters von der Leinwand ab!“
Maler: „Ihr habt's noch viel bequemer: Euch kragt der Kranke ab!“

Woher die Mode, sich den Bart stehen zu lassen. Der Opernsänger Saintjoh war einem Wucherer viel Geld schuldig. Der häufig und heftig mahnende Gläubiger kam auch eines Morgens zu Saintjoh, als derselbe eben von seinem Barbier eingeseift wurde. Höflich fragte der Schuldner seinen Gläubiger, ob er nicht die Güte haben wollte, wenigstens so lange zu warten, bis er rasiert sei, dann werde er sofort ihn befriedigen. Der Wucherer, froh der Aussicht, sein Geld zu erhalten, gestand ihm diese Frist sehr gerne zu. „Nun denn, mein Herr, Sie sind mein Zeuge,“ so sprach der Sänger zu seinem Barbier, „der Herr wird warten mit der Bezahlung, bis ich mir den Bart abnehmen lasse.“ — Hiermit stand er auf, wusch sich die Seife ab, und der Wucherer war geprellt. Der Bart stand aber dem schönen jungen Manne so wohl, daß die Mode, ihn so zu tragen, sich bald ziemlich allgemein über Frankreich verbreitete.

Redakteur N. Kruschinski.

Concurrenzlos Internationales.



10 Stück 40 Kop. Habanera.

Praktisch-mustergültige Färb- und Fleckenreinigungsanstalt der Firma „Wolkow.“

Saratow, Gymnasialstraße, Haus Spirin Nr. 29.

Dieselbst werden allemögliche Stoffe zum Färben in allen Farben übernommen. Herren- und Damenkostüme werden unaufgeweicht gefärbt. Speziell chemische und Dampfreinigung aller Kostüme.

Magazin Iwan Dawydow Niederlage

Saratow, Moskauer Straße, unter dem Bezirksgericht.

Speziell

Farben, Lacke, Firnisse, alle möglichen Pinsel und alles Zubehör für Anstreicher. Preisurante und Auskünfte unentgeltlich.

Die Preise sind für alle Waren außer Konkurrenz.

Dem Finanzministerium unterstellte

Kurse für Buchführung

des Lehrers der Mathematik W. A. Makurin, Buchhalter
der Simferopoler Stadtverwaltung.

Simferopol, Gouv. Taurien, Sasarewskaja Str., eigenes Haus.

Ausführliches Programm gratis und franko.

Dankschreibung

Kopie.

an den hochgeehrten Lehrer der Mathematik Iwan Petrowitsch Beresowsky!

Iwan Petrowitsch! Ich bitte Sie, von mir einen Dank entgegen zu nehmen für Ihre Arbeit und Mühe bei meiner Vorbereitung zur Prüfung als Volkslehrer, welche ich am 25. Oktober 1904 Jahr bestanden habe. Ich kann es jetzt noch nicht glauben, daß ich schon diesen Titel trage so unerreichbar schien er für mich. Sie wissen, daß ich, als ich in die Zahl Ihrer Schüler trat, ganz wenige Kenntnisse hatte, daß ich nur eine Dorfschule absolviert hatte. Dank Ihrer Mühe und Energie aber bin ich jetzt im Besitz des oben erwähnten Titels nach welchem ich so lange strebte, den ich aber ohne Ihre Hilfe vielleicht niemals erreicht hätte. Ich danke Ihnen Iwan Petrowitsch. Gebe Gott, daß Sie noch vielen nützlich sein können und daß alle Ihre Schüler Ihnen ebenfalls so dankbar seien, wie ich es bin. Wisend, daß die Vorbereitung zur Lehrprüfung Ihre liebste Beschäftigung ist, erlaube ich mir, Sie jedem zu empfehlen, wer sich zur Lehrprüfung vorbereiten will, und bin auch überzeugt, daß Sie stets mit gleicher Liebe Ihre sympathische Sache ausführen werden. Mit Vergnügen gebe ich hier die Adresse des Herrn Beresowsky an: Городъ Николаевъ (херсонской губ.) Потемкинская ул., № 85; Собственное училище. Имѣющій званіе учителя начальныхъ училищъ уроженецъ села Новый Таганашъ Таврической губ. Ф. Киндопп.

Благодарность

Kopie.

чудному преподавателю математики Ивану Петровичу Березовскому.

Многоуважаемый Иванъ Петровичъ! Симъ покорнѣйше прошу Васъ принять отъ меня искренне-сердечную благодарность за Ваши труды по подготовкѣ меня въ очень короткій срокъ къ экзамену на званіе учителя, которое казалось мнѣ недостижимымъ, и можетъ быть, и не достигъ бы онаго безъ Вашей помощи, но, благодаря Вамъ и Вашимъ трудамъ, я получилъ его 18 октября 1904 года. Съ удовольствіемъ указываю адресъ всѣмъ, желающимъ получить званіе учителя и быть увѣреннымъ въ полученіи этого званія, обратиться къ И. П. Березовскому. Адресъ Г. Березовскаго: Николаевъ, Херсонской губ., уголь Потемкинской и Мѣщанской № 85, частная прогимназія И. П. Березовскаго. Получившій званіе учителя І. Хр. Ценглеръ, уроженецъ с. Влюменталь, Таврической губ.

Благодарность

преподавателю математики Ивану Петровичу Березовскому.

Не могу не выразить искренней благодарности преподавателю математики И. П. Березовскому. Этотъ истинный безкорыстный труженикъ просвѣтилъ не одного уже темнаго челоѣка, чему я былъ не разъ свидѣтелемъ за мое кратковременное пребываніе у него. И меня, получившаго самое мизерное образованіе, Г. Березовскій въ самое непродолжительное время приготовилъ на званіе учителя, на которое я и выдержалъ съ успѣхомъ 27 сентября 1904 года. Еще разъ приношу горячую благодарность и отъ всей души совѣтую всѣмъ, желающимъ учиться на званіе учителя и быть увѣреннымъ въ приобрѣтеніи означеннаго званія, обратиться къ талантливому преподавателю И. П. Березовскому, живущему въ г. Николаевъ, Херсонской губ., по Потемкинской улицѣ № 85, частная прогимназія И. П. Березовскаго. Уроженецъ Г. Николаева, имѣющій званіе учителя. К. Р. Шильдретъ.

(Объявление.)

Успѣшно przygotowляю къ экзамену на званіе учителя по 50 руб. въ мѣсяцъ за ученіе, столъ и квартиру съ мойкой бѣлья Тотъ, кто выдержитъ экзаменъ, долженъ уплатить мнѣ еще сто руб., какъ награду, за тяжелые труды. Съ учениками занимаюсь не менѣе 5 часовъ въ день. Въ сентябрь и октябрь сего года выдержали экзаменъ: Я. Гейсъ, К. Штейнъ, І. Ценглеръ, К. Шильдретъ и К. Киндоппъ. Учениковъ принимаю ежедневно. Адресъ: Николаевъ, уголь Потемкинской № 85 и Мѣщанской, собственное учеб. заведеніе. Преподаватель математики И. П. Березовскій.

Bestes Magazin **F. Sorokin** in Saratow,

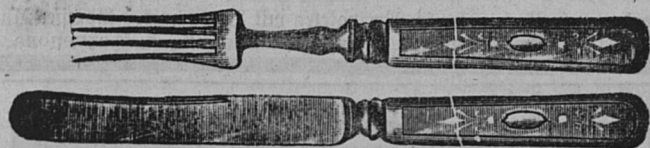
Theaterplatz, Haus der Russischen Handels-Industrie-Bank.

Reichste und mannigfaltigste Auswahl in fertigen Kleidern:

Herren-, Damen-, Kinder- und Uniformkleider für Schüler.

Annahme von Bestellungen auf Herren-, Damen- und Uniformkleider aller Ressorts aus gedie-
genem Material der besten russischen und ausländischen Fabriken.

Eleganter Schnitt. * Vortreffliche Arbeit. * Volle Garantie.



Beste Solingener Stahlwaren,

Rasiermesser mit Garantie, Tischmesser mit Gabeln, Scheeren alle Art, Taschenmesser, Jagdmesser und Dolche, Fleischhackmaschinen für Haus und Würstmachereien, beste englische Werkzeuge für Tischler, Schreiner, Schmiede, Schlosser und Schuster.

Billigste Fabrikspreise.

Stahlwarenmagazin

K. G. Trejbal

Saratow, Alexandrowskaja Straße, Haus Tillo.

Erstklassiges Hotel und Restauration „Moskwa“

Saratow, Deutsche Straße.

Neue rmontiert. Alle Zimmer elektrisch beleuchtet Fahrstuhl. Nummern mit Böfche und Beleuchtung von 1 Rbl. bis 6 Rbl. pro Tag. Das Buffet ist mit in- und ausländischen Weinen, sowie Weinen eigener Abfüllung versehen. Die Küche steht unter meiner persönlichen Aufsicht.

Achtungsvoll G. K. Wohlgenut.



Mit Kreuzherren-, Dominikaner- und Brigitten-Ablässen lassen wir auf Wunsch starkgefettete, preiswerte Rosenkränze weißen; Sterbekränzchen mit dem Sterbe- und Stationsablaß. Große Auswahl in kathol. Gebetbüchern für jedes Alter und jeden Stand. Preisliste hierüber, sowie über Devotionalien gratis. Buson & Bercker. Verleger des Heil. Apost. Stuhles. Revelaer (Rhd.) Nr. 41.

Handlung

mit Komtoirbüchern u. Schreibutensilien

von

J. P. Kostjakow und G. P. Solowjew.

Nikolskaja Straße, unter dem Tataren-Gasthause.

Fensterglas-Niederlage und Magazin

J. J. Zell

Saratow, 2. Stadtkorpus, Moskauer Str., zwischen der Nikolskaja und Alexandrowskaja.

Spezieller Handel mit böhmischem, halb-weißem u. mattem Glas verschiedener Fabriken.

Ebenso ist stets zu haben: Farben-, Muster- u. Spiegelglas verschied. Fabriken, Diamanten zum Glashneiden, Spiegel in verschiedenen Größen mit und ohne Rahmen, Bilderrahmen und Bilder.

Bestellungen auf allemöglichen Glasarbeiten werden entgegengenommen.

Klein- und Großhandel. Preise ohne jede Konkurrenz

Telegrammadresse: Saratow-Zell. Telephon № 459.

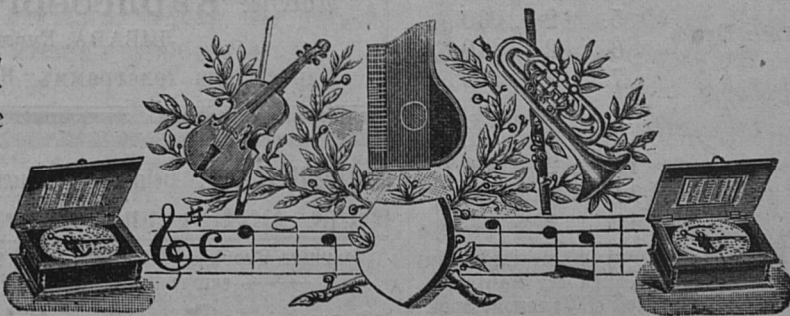
Musikalische * * *

* * * **Neuheit!**

Die dauerhaftesten Instrumente schweizerischer Arbeit

„Mira Grammoophon“

die musikalische Maschine und das Grammoophon nebi Metallplatten 100 Rbl.



Konzert Mira sehr angenehmen starken Tones 200 Rbl.

Mira 15 Rbl.

Mira 25 Rbl.

Stella 35-40 Rbl.

Stella 85 Rbl.

Notenblätter à 30 Kop.

Notenblätter à 50 Kop.

Notenblätter à 50 Kop.

Notenblätter à 85 Kop.

Auswahl von Notenblätter 5000.

Auswahl von Notenblätter 6000.

Große Auswahl in musikalischen Instrumenten und Noten. Pianinos verschiedener Fabriken von 350-700 Rbl.

Musikalien- und Notenmagazin M. Erikson. Саратовъ, Нѣмецкая № 5.

Kalender

„Hausfreund“

auf das Jahr 1905.

Preis 20 Kop.

mit Überendung 28

sind zu haben in der Buchhandlung H. Schellhorn u. Co. Saratow.

Ergänzung der täglichen Nahrung mittelst kleiner Quantitäten von

DR. HOMMEL'S HAEMATOGEN

bewirkt bei KINDERN JEDEN ALTERS WIE ERWACHSENEN

schnelle Appetitzunahme, rasche Hebung der körperlichen Kräfte, Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Zu haben in allen Apotheken und Apotheker-Magazinen.

Hauptdepot für Russland: Gross-Ochta Apotheke, Abteilung «Haematogen», St. Petersburg.

Warnung v. Fälschung. Man verlange ausdrücklich „Dr. Hommels“ Haematogen“. Von Tausenden von Aerzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!

Niederlage aller Mühlenmaschinen u. Mühlenbedarfartikel Alexander Andrejewitsch Borell

in Saratow, Ecke der großen Sergijew- u. Salzstraße im eigenen Hause, Sarpinka-Magazin unweit vom Abendmarkte.

Telephon № 243.

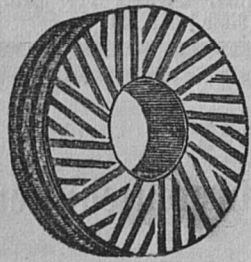
Empfiehlt den Herren Mühlenbesitzern in großer Auswahl und zu mäßigen Preisen

Französische Mühlsteine

der allerberühmtesten und bekanntesten Steingruben

DUPETY, ORSEL & Cie

in La Ferté sous Jouarre in Frankreich.



Vollständige Niederlage und Verkauf von Walzenstühlen der besten und neuesten Systeme zur Herstellung des gewöhnlichen Bauernmehls, Getreidereinigungsmaschinen „Обойки“, Griespuhmaschinen, Bürstenmaschinen, Stanber „Горизонталь“, Rundlichter „Самоходь“, Radenausleser „Кукольница“, Hirseschälmaschinen „Просушки“. Komplete Einrichtungen für Ölmühlen, hydraulische Pressen für Hand- und Riemenbetrieb.

Für jede verkaufte Maschine wird volle Garantie geleistet. Auch führe ich aus erster Hand, direkt aus dem Auslande von den Fabriken, Leder-, Kamelhaar- und sonstige Riemen, Billen zum Behauen der Steine und echte Schweizer Seidencylinder zu folgenden Preisen: Preis pro Arschin in Kopfen.

№№	0.	2 R.	— R.	№№	0.	1 R.	80 R.
	00.	2	—		00.	1	80
	000.	2	—		000.	1	80
	1.	2	10		1.	1	90
	2.	2	20		2.	2	—
	3.	2	30		3.	2	10
	4.	2	40		4.	2	20
	5.	2	50		5.	2	30
23 Versch.	6.	2	60	19 1/2 Versch.	6.	2	40
	7.	2	70		7.	2	50
	8.	2	80		8.	2	60
	9.	2	90		9.	2	70
	10.	3	—		10.	2	80
	11.	3	10		11.	2	90
	12.	3	20		12.	3	—

Überfende per Post Lieferungen über 20 Rbl. auf meine Rechnung Postnachnahme, sowie Sendungen unter 20 Rbl. auf Kosten der Käufer. Adresse: Saratow, угол большой Сергиевской и Соляной, оной домъ Александру Андреевичу Борелю.

Alexander Borell.

Bitte nicht zu verwechseln mit Erlanger, welcher im Hause des Mehlhändlers Borell handelt.

Münzen-Katalog, 3. Ausgabe, in russischer Sprache von J. W. Mignow.

Beschreibung von ca. 1000 Münzen. Die 16. Tabelle enthält 200 grav. Muster. Münzen kaufe nach dem St. nur seltener Münzen. „Kataloge.“

Preis des Kataloges mit Mustern u. Übersendung 1 R. 65 K.

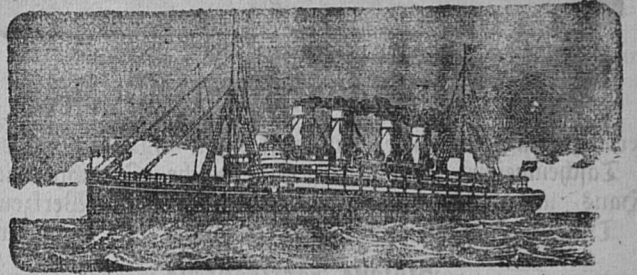
Unter Nachnahme 1 R. 75 K.

Auch Briefmarken werden als Zahlung in rekomm. Briefen entgegengenommen.

Für 3 Rubel- „Platinamünzen“ zahle 8 R. 50 K. pro Stück;

zu senden per Nachnahme in Wertpaketen mit Verzeichnis. Adresse: Магазинъ И. В. Мигунова, г. Тула, Киевская ул., д. Астрцова.

Gute Beköffigung.



Mittige Fahrpreise.

Karlsberg, Spiro & Co., Libau.

Von der Regierung concessioniertes Confor.

Garantirt durch eine, bei der Reichscaffe hinterlegte Caution von 15000 Rubel.

Passagier-Beförderung

mit Post- u. Schnelldampfern nach allen Weltteilen.

Von sämtlichen Eisenbahnstationen werden direkte Billete nach Libau (Либава) ausgegeben. — Von Libau aus kann jeder Reisende ein direktes Billet bis zu seinem Bestimmungsorte erhalten, da direkte Billete nach allen Eisenbahnstationen der Vereinigten Staaten und Canada ausgegeben werden. Auf der ganzen Reise von Libau nach Amerika haben die Reisenden nur einmal umzusteigen. — Wer zu reisen beabsichtigt, tut gut, zuvor bei uns anzufragen.

Jede Anfrage wird prompt beantwortet.

Adresse: Карлсбергъ, Спиро и Ко.

ЛИБАВА, Курляндской губ.

Адресъ для телеграммъ: КАРЛСБЕРГЪ—ЛИБАВА.

Leinwand, besonders dauerhaft, ohne Appretur (glanzlos); fertige Herren- und Damen-Wäsche

der bekanntesten Firmen: Randyrn und Sawrilow sammtne Teppiche, Tischtücher u. a. Reisebeden, Betttücher und Überzüge

empfehlen zu gewissenhaften und festen Preisen

das neueröffnete Magazin

C. A. Chudoshin u. Sohn.

Moskauer Str., Haus der Gesellschaft des gegenseitigen Credits, unter dem Moskauer Hotel.

Herausgeber S. Schellhorn.